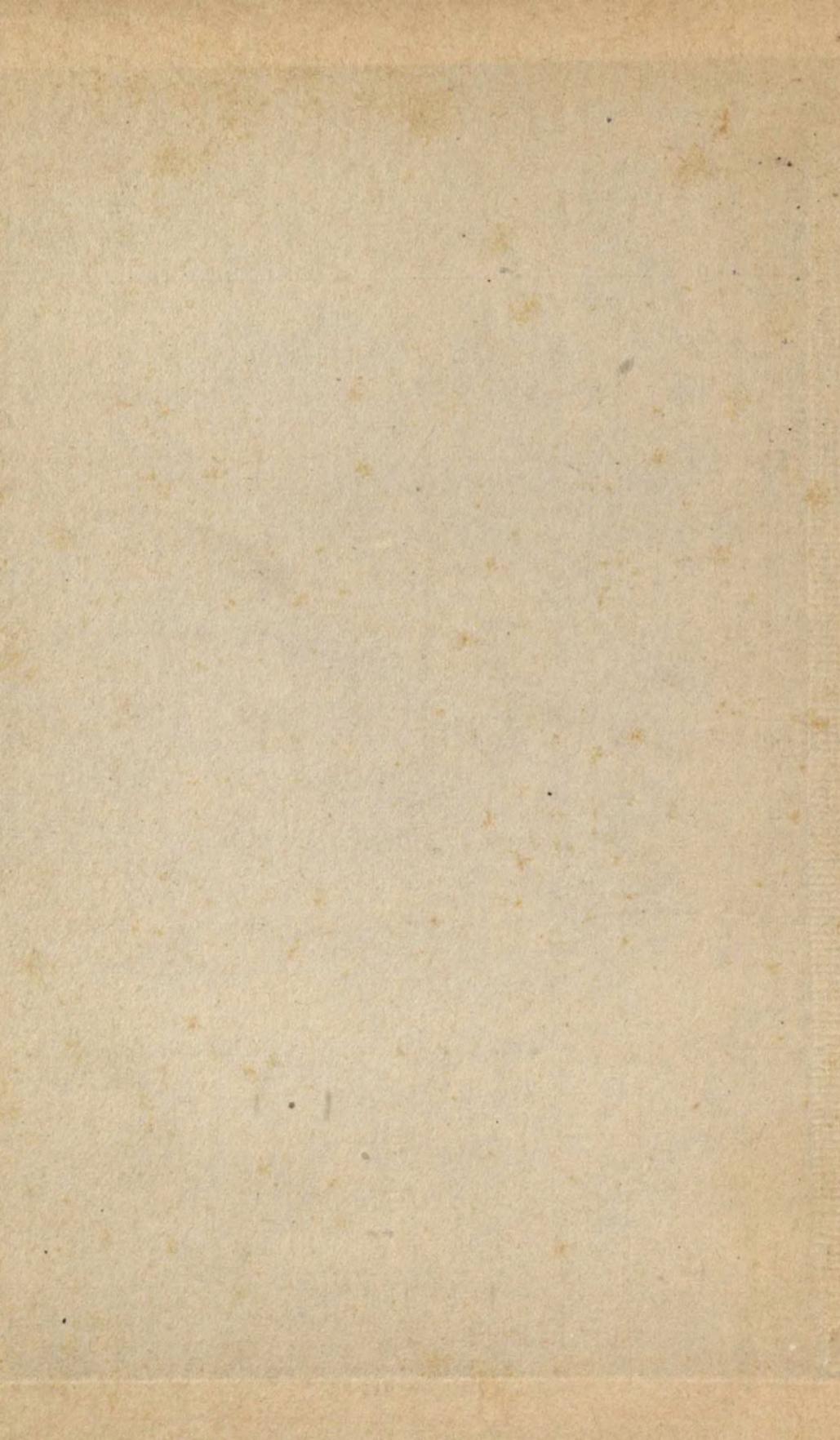


28 408

Münchener  
Jugendbücher

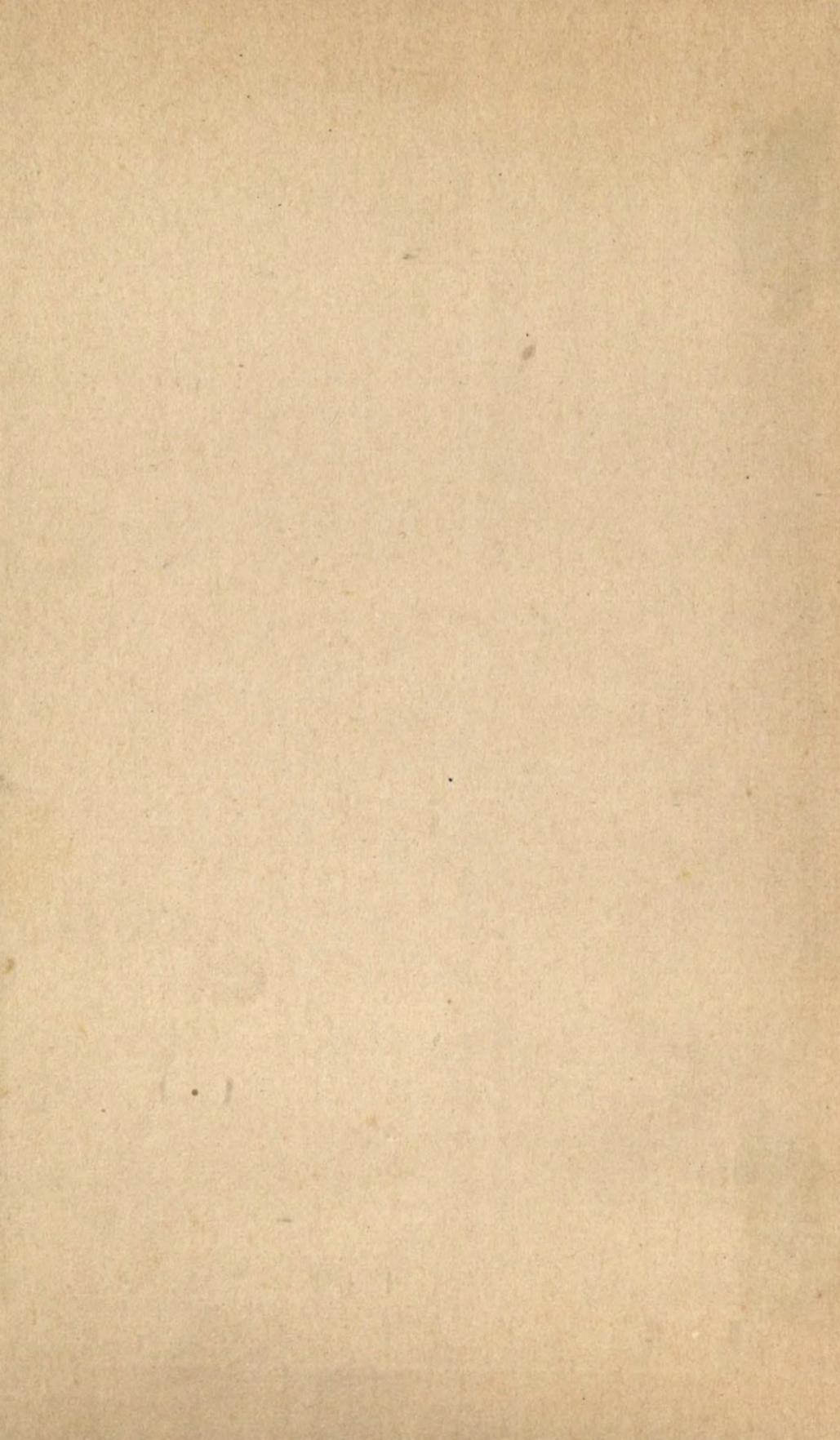


v. Niedermaner  
In der Hölle Trans



21

81



Oskar von Niedermayer  
In der Hölle Trans



THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
PRESS







Oskar von Niedermayer in seiner Verkleidung  
als Mekkapilger Hadshi Mirsa Hussein in Hamadan

# In der Hölle Franz

von

Oskar von Niedermayer

\*

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München

*lib. podk.  
Lwów*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168020



LP. 1.250



28408

U 192

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

1936.224

NH-68456 N-42353/ITMK  
ZBIORNIKA  
nieopublikowane  
nieznanego autora

---

## 1. Die ersten Wüstenmärsche.

\*

Am 6. Juli 1915, abends 9 Uhr, verließ ich Isfahan, um meiner Karawane nachzueilen. Wir kamen unbemerkt und unbelästigt aus der Stadt. Der Weg führte in östlicher Richtung in die Steppe hinaus, die mir aus dem Jahre 1913 noch in unliebsamer Erinnerung geblieben, als ich nach monatelangen Wüstenmärschen vor den Toren Isfahans von einer Räuberbande aufgehalten worden war. Um 2 Uhr nachts traf ich meine vorausgeschickten Reiter in einer Karawanserai schlafend an. Sie waren bald wachgerüttelt und wieder in Marsch gesetzt. Bei Sonnenaufgang erreichten wir die leidlich saubere, aus Lehm gebaute Karawanserai Segsi, in deren neuerrichtetem Obergeschoß wir Quartier nahmen. Am Tage vorher waren die Lasttiere meiner Karawane eingetroffen. Wie das am Anfang von Karawanenreisen zu gehen pflegt, hatte sich die ganze Gesellschaft noch recht wenig zusammengefunden, die Führung unter den Einheimischen war noch nicht durchgedrungen, und Menschen, Tiere und Lasten lagen kunterbunt durcheinander. Es bedurfte längerer Zeit und kräftiger Worte, um Ordnung zu schaffen. Die genaue Besichtigung aller Reit- und Tragtiere, die Einteilung ihrer Pflege und ihrer Lasten und viele andere kleine Arbeitsaufgaben erfüllten meine Leute, die in der heißen Tageszeit lieber geschlafen hätten, zwar mit Mißvergnügen und gestatteten mir selbst nur kurze Ruhezeit; diese Kleinarbeiten waren aber gerade unumgänglich notwendig, um Mensch und Tiere zur Leistung der harten Arbeit, die uns erwartete, fähig zu machen. Was jetzt verjäumt wurde, war schwer im Laufe des Weitermarsches

hereinzubringen; Untaugliches mußte so bald wie möglich entdeckt und ausgemerzt werden. Die Voraussetzung für die Überwindung der auf unseren Wüstenwegen möglichen überraschenden Schwierigkeiten war, daß man seine Leute fest in der Hand hatte.

Auf dem Weiterweg wurden uns Räuber gemeldet. Das war in dem Persien von damals nicht weiter verwunderlich und auch keineswegs ein Grund, sich von der Weiterreise abhalten zu lassen, denn wo gibt es in Persien keine Räuber? Aber gerade diese Gegend, die Strecke zwischen Sagji und dem nächsten Tagesziel Rupah, war seit langem berüchtigt ob der systematischen Überfälle größerer Räuberbanden, trotzdem sie nur einen Tagesmarsch von der großen Gouvernementsstadt Isfahan entfernt war und mit Leichtigkeit hätte sicher gemacht werden können. Einer unserer Boten war vor zwei Tagen hier ausgeraubt worden. Man mußte sich also bei nächtlichem Marsch vorsehen und die Karawane mit allseitigen Sicherungen gehen lassen. Es dauerte nicht weniger als 3 Stunden, bis alle Tiere richtig beladen und die Kolonnen marschbereit waren. Um 6 Uhr abends verließen wir die Karawanseraï und zogen durch eine fast ebene, von den Sternen leidlich erleuchtete Salzsteppe. Von Räubern war nichts zu sehen, sie waren wohl von unserem Kommen unterrichtet worden — pflegen sie doch in den nächstliegenden Karawanseraïen ihre Späher zu haben — und hatten sich für diese Nacht verzogen. Ein Kampf mit einer gut bewaffneten Schar liegt solchen Leuten nicht. Als die Hauptgefahrzone hinter uns war, verließ ich die Karawane und ritt mit Voigt und einigen Leuten voraus. Ein flotter Trab brachte uns um Mitternacht zur schön gebauten alten Schah-Abbas-Karawanseraï von Rupah vor den Toren des durch Lehmmauern bewehrten Dorfes.

Die Schah Abbas-Karawanseraïen gehören, wiewohl aus dem 16. Jahrhundert stammend, heute noch zu den bestgebauten Unterkunftshäusern Persiens. Schah Abbas der Große hat an den Persien durchziehenden Haupt Handelsstraßen in verschiedenen Abständen aus gebrannten Ziegeln und unter Aufwendung großer Mittel Kasthäuser errichten lassen, die Menschen und Tieren Unterkunft und Schutz gewähren sollten.

In ihrem Grundriß zeigen sie gewöhnlich ein gleichseitiges Viereck. Das hochgewölbte Eingangstor befindet sich in der Mitte einer Seite; in kleinen Nebenräumen des Torbogens haust meist ein „Saraiban“ oder Aufseher, der gegen Geld und gute Worte die gewünschten Räume reinigt und Lebens- und Futtermittel besorgt. Vom Eingang gelangt man in einen geräumigen Hof, in dem bei gutem Wetter die Tiere angepflockt werden. Die Innenseiten des Karawanseraigebäudes haben eine größere Anzahl nach dem Hof zu offener Nischen, von denen man durch eine niedrige Öffnung — Türen findet man hier selten — in einen vollständig finsternen, kleinen, stark verräucherten Raum gelangt, der gegen die Unbilden der heißen und kalten Jahreszeit Schutz gewährt. So lange wie irgend möglich pflegt man sich in der freien davorgelegenen Nische aufzuhalten, wo auch die wertvolleren Lasten abgelegt werden. Natürlich fehlt jegliche Art von Einrichtungsgegenständen. In der Mitte jeder Seite befindet sich eine große torbogenartige Nische ähnlich wie in Moscheen. In ihnen lagert zur guten Jahreszeit der größte Teil der persischen Karawanenleute mit den Lasten. Zu diesem Zweck dient in manchen Karawanseraien auch ein größeres in der Mitte des Hofes errichtetes Podium. Von den vier Innenecken des Gebäudes führen Torgänge in die Stallungen, die gleichfalls finster, hinter den Wohnräumen an allen vier Wänden der Karawanserai entlang laufen. Das Dach ist meist flach und nach außen durch eine mit Schießscharten versehene Brustwehr geschützt. Ein solches Gebäude ist sehr geräumig und bietet bequem für mehrere hundert Tiere Platz. Von außen sieht es sich an wie eine kleine Festung, soll es ja schließlich auch gegen die Räuber der Steppe Schutz gewähren.

Diese Bedingungen trafen bei der Karawanserai von Rupah zu, die auf der Strecke Isfahan-Jesd die erste sichere Karawanenstation nach Isfahan bildete. Meine Karawane traf 1½ Stunden nach mir in Rupah ein. Es dauerte nicht lange, da hatten sich die meisten Leute, nachdem die Lasten rasch in den verschiedensten Winkeln der Karawanserai abgeladen worden waren, in den Ort verzogen, um sich bequemere Schlafstätten und

Lebensmittel zu besorgen. Bis alles wieder zusammengefangen war und geordnet in der Karawanserai lag, bis alle Tiere richtig versorgt und so manchem widerspenstigen Reiter der Kopf zurechtgesetzt war, vergingen mehrere Stunden, so daß auch heute nur wenig Schlaf herauskam. Das Beladen der Tiere ging diesmal etwas rascher, und am frühen Nachmittag befanden wir uns schon auf dem Weitermarsch. Auch heute war wieder große Vorsicht geboten, da am Tage vorher auf der ganzen Strecke von einer Räuberbande geplündert worden war. Über langsam steigendes welliges Gelände, das für nächtliche Überfälle besonders geeignet und beliebt ist, kamen wir ohne Belästigung gegen Morgengrauen an unser Wegziel Masret Ali, einer kleinen aus wenigen verfallenen Hütten bestehenden Fruchtlandoase. Hier gab es zum erstenmal nach Isfahan gutes, süßes Wasser; es sollte für lange Zeit das letzte auf dieser mühseligen Reise sein. Die Luft war infolge der höheren Lage und der Nähe niedriger Berge kühler und verleitete uns auch zu einem längeren Schlaf, den wir wohl gebrauchen konnten. Um Mittag sandte ich einige Leute nach unserem nächsten „Mensil“ (Unterkunft), der kleinen Wüstenstadt Nain voraus, die Quartier für meine Kolonne vorbereiten sollten, da ich möglichst unbemerkt einziehen wollte. Gegen 5 Uhr kamen wir glücklich fort. Der Weg führte in annähernd gleicher Höhe durch eine Gebirgslandschaft an dem Flecken Balabad vorbei und senkte sich allmählich gegen Nain zu, in dessen großer, aus Backsteinen erbauten Karawanserai um Mitternacht alles wohlbehalten sich einfand. Leider war fast kein Proviant zu finden. Das reichliche in mehreren Bächen fließende Wasser, das noch vor etwa einem Jahrzehnt fast süß und gut trinkbar gewesen ist, war heute, wohl infolge Eindringens in salzhaltigere Schichten, stark salzig und hatte im Verein mit der zunehmenden Unsicherheit eine bedeutende Abwanderung der ehemals ziemlich großen und teilweise wohlhabenden Bevölkerung zur Folge gehabt. Aus einiger Entfernung konnte man sich etwas weniger salzhaltiges Wasser bringen lassen. In der Karawanserai hatte Hentig vier seiner Jnder, von denen zwei krank waren, zurückgelassen. Sehr erfreut über unser Kommen, schlossen sie sich gern unserem Marsch an.

denn lieber wollten sie die Qualen des Weitermarsches auf sich nehmen, als hier in diesem öden Wüstenest hilflos sitzen bleiben. Ein Vertrauensmann überbrachte mir einen günstigen Bericht Wagners aus Meridschan, das am Westrand der großen Kewir gelegen ist. Auch kam ein Bote Jacobs aus Anarek an, der über den Verlauf seiner Reise meldete und mir willkommene Nachrichten über den Zustand der etwa 100 Kilometer langen Durfstrecke zwischen Nain und Anarek brachte. Jacobs und Hentigs Karawanen, die in Unterschätzung der Schwierigkeiten des ihnen noch unbekanntem Wüstenreisens ohne Führer marschiert und vom Weg abgekommen waren, hatten sehr unter Wassermangel zu leiden gehabt. Wenn mir auch die Strecke von einer früheren Reise her nicht unbekannt war, so mußte ich doch für die diesmal viel größere Karawane besondere Vorkehrungen treffen. Ich kaufte deshalb noch eine Anzahl Wasserschlänche, deren Bewachung ich einem meiner verlässlichsten Leute anvertraute, und warb einen Wegführer an.

Am Nachmittag brachen wir auf. Zu Bewachung und Zusammenhalt der Karawane hatte ich verlässige Leute mit einigen persischen Reitern an der Spitze und am Ende eingeteilt, die untereinander durch vorreitende oder zurückbleibende Leute Verbindung halten mußten. Ich selbst hatte mir einen kleinen Stab gebildet, mit dem ich alle Bewegungen der sich bei den langen Nachtmärschen immer weiter auseinanderziehenden Kolonne verfolgen konnte, und ritt bald an der ganzen Kolonne vor, bald ließ ich mich von ihr überholen. Jedes zurückbleibende Tier mußte durch einen Reiter gesichert werden; und es gab nach und nach ziemlich viele solcher, denn wiederholt mußten herausgefallene oder schräggerutschte Lasten neu festgebunden oder sonst etwas gerichtet werden. Gerade dieses Zurückbleiben aber behagte den Reitern gar nicht, auch zogen sie es vor, in ihrem gewohnten Paßgang rasch vorwärts zu eilen, als den langsamen Schritt der Tragtiere mitzumachen. Abzusitzen und streckenweise zu Fuß zu gehen, hielten sie für unwürdig, und so kam es, daß sie, besonders wenn der Wüstenboden seine tagsüber aufgesogene Glut von sich gegeben hatte und die kühlere Nachtluft lockte, im Sattel ein-

schließen, nicht selten stürzten oder ihre Pferde nicht unerheblich drückten. Da aber solche Gewaltmärsche wie der, auf dem wir uns gerade befanden, nur durch scharfe Marschdisziplin ohne allzu große Verluste zu machen sind, so hatte ich dauernd zu beanstanden, zu ordnen, anzutreiben. Vieß ich nur eine Viertelstunde die Karawane aus dem Auge, um ein kurzes Stück zur Erkundung voranzureiten, so konnte ich sicher sein, daß in dieser Zeit wieder allerlei Unerfreuliches sich ereignet hatte. Gewiß, viele meiner Anordnungen gingen dem Perser wider die Natur und Gewohnheit. Aber ich war schon viel zu lange in diesem eigenartigen Lande gereist, um nicht zu wissen, daß es zwecklos ist, den Eingeborenen den Sinn von Maßnahmen begreiflich zu machen, und ich kannte sehr wohl die Leistungsfähigkeit von Mensch und Tier, mit der die Anforderungen in Übereinstimmung zu bringen waren. Darauf beruhten, wenn ich mir dieses bescheidene Verdienst zuerkennen darf, zu einem großen Teil viele Erfolge der folgenden Zeit.

Der Weg hatte bald das Berggelände um Kain verlassen und führte nun, langsam fallend, in die freie Steppe und Wüste hinaus. Er bestand aus mehreren parallel nebeneinander laufenden, von Tragtieren seit Jahrhunderten ausgetretenen schmalen Pfaden, die später in einen einzigen zusammenliefen. Die Sterne spendeten nur spärliches Licht in der sonst pechschwarzen Nacht. Der in den harten Boden getretene Pfad war stellenweise so wenig tief gefurcht, daß er erst als ganz schwacher Schatten erkannt werden konnte, wenn man einige Meter seitwärts ritt. Sogar unser Wegführer verlor ihn wiederholt. Anfangs sah man noch hier und da einige verdorrte Grasbüschel, die aber auch bald verschwanden und vegetationslosem Wüstenboden Platz machten. Wir waren auf einem unmerklich geneigten flachen Verwitterungshang des hinter uns liegenden Gebirges, auf dem wir uns ostwärts bewegten. Seine Steine, die infolge der hier mit ungeheurer Kraft wirkenden Sonnenstrahlen mit einer schwarzglänzenden Schicht, dem Wüstenlack, überzogen waren, gingen allmählich in feinen Grus und Sand über.

Nach mehrstündigem Marsch kamen wir an eine Stelle, Tschah Pars genannt, wo es in einem Loch etwas stark salzhaltiges Wasser

gab. Kamele und Maultiere nahmen etwas, für Pferde und Menschen war es ungenießbar. Ungefähr am tiefsten Punkt der ganzen Wüstenebene, 65 Kilometer von Nain entfernt, stießen wir auf ein verfallenes Brunnenloch ohne Wasser. Hier machten wir Rast; ich war meiner Karawane, die erst um 7<sup>30</sup> Uhr morgens anlangte, vorausgeeilt. Um diese Zeit begann die Sonne schon recht unangenehm zu brennen. So schön das Schauspiel des Sonnenaufgangs in der Wüste ist, es wird doch mit banger Sorge von jedem Wanderer verfolgt, der den Tag über ihrer Glut ausgesetzt ist. So brachte auch uns die iranische Sonne die Hilflosigkeit unserer Lage mitten in einer weiten flachen Wüste ohne jede schützende Bodenwelle eindringlich zum Bewußtsein. Auch die am fernen Horizont auftauchenden Berge von Nain und dem vor uns liegenden Anarek konnten uns wenig trösten. Bald erhob sich zudem ein heftiger heißer Wind, der feinsten, in Atemungsorgane, Augen, Kleider, ja bis in fest verschlossene Gepäckstücke eindringenden Sandstaub mit sich führte. Wir machten aus unseren Zeltbahnen Schutzdächer gegen die unbarmherzigen Sonnenstrahlen, jedoch so, daß der Wind und damit allerdings auch der Staub freien Durchzug hatte, sonst hätten wir die Hitze nicht ertragen können. An richtigen Schlaf war natürlich nicht zu denken.

Sobald die Sonnenstrahlen etwas schräger zu fallen begannen, ließ ich Satteln und aufladen und bei immer noch recht beträchtlicher Temperatur etwa drei Stunden vor Sonnenuntergang aufbrechen. Da der von jetzt ab steiniger und schlechter werdende Weg schwerer zu finden war, wollte ich eine möglichst große Strecke noch bei Tageslicht zurücklegen, wo in den Bergen vor uns noch Marschrichtungspunkte zu erkennen waren. Als es dunkel wurde — die Dunkelheit tritt in diesen Ländern sehr rasch und unvermittelt nach Sonnenuntergang ein —, war der Pfad kaum mehr zu erkennen; schließlich hatten wir ihn, trotzdem ich mit dem Wegführer zu Fuß an der Spitze der Karawane mit aller Sorgfalt Umschau hielt, ganz verloren. Zwischen Felsen und Geröll tappten wir uns vorwärts, immer steiler bergan. Wir waren nicht gerade in der besten Verfassung. Müde vom langen

Wüstenmarsch, ausgedörrt vom Sonnenbrand, mußten wir der brennenden Kehle die letzten Reste unserer Feldflaschen opfern. Die meisten Leute der Karawane hatten um diese Zeit ihren Wasservorrat bereits ausgetrunken. Ich hatte es mir seit langem zum Grundsatz gemacht, unter Tags auch bei noch so hoher Temperatur mit einem Liter Flüssigkeit auszukommen und mindestens in der ersten Hälfte des Marsches nichts zu trinken. Nur so war ich manchmal schweren Gefahren entgangen und hatte in Momenten noch ausharren können, in denen meine Umgebung zusammenzuklappen begann. Unter allen meinen Leuten haben auch hier wieder die klimaungewohnten, nicht verbrauchten und daher noch am meisten widerstandsfähigen Deutschen die größte Selbstbeherrschung und Umsicht gezeigt.

Ein plötzlich in der Ferne sichtbar werdendes Licht rüttelte uns auf; neu belebt schritten Mensch und Tier aus. Wie weit doch so ein Licht weg ist! Auf einmal tauchte, es war 11 Uhr nachts, in der Finsternis mein Diener Jacob mit einigen Leuten auf, die eine Laterne trugen. Er war, veranlaßt durch seine eigene unangenehme Erfahrung, uns entgegengeeilt, um uns von einem weithin sichtbaren Punkt aus in dem letzten schwierigsten Stück einen Marschrichtungspunkt zu geben. Bald nach Mitternacht war die gesamte Truppe in der großen Karawanserai von Anarek versammelt. Die Tiere hatten diesen anstrengenden ersten großen Wüstenmarsch verhältnismäßig gut durchgehalten. Müde freilich waren wir alle. Die Karawane Jacobs befand sich in guter Ordnung.

Anarek, zwischen schützenden, steil aufragenden kahlen Felsbergen gelegen, war noch vor nicht allzu langer Zeit eine wohlhabende Niederlassung, durch die ein nicht geringer Karawanenverkehr ging. Das Versiegen einiger Hauptwasseradern und zahlreiche räuberische Überfälle haben allmählich die Bewohner vertrieben, und heute ist dieser Ort nur von ein paar Hirten bewohnt. In der Mitte der einst gut gebauten Niederlassung befand sich an einem großen freien Platz eine geräumige Karawanserai, um die sich in weitem Bogen die übrigen Häuser, die zum Teil wohlhabenden Besitzern gehört haben müssen, herumgruppierten.

Benutzt wurde fast ausschließlich nur die Karawanserai, während die meisten übrigen Gebäude, in deren Höfen und auf deren Dächern das Gras wuchs, größtenteils unbewohnt waren. Trotzdem sah man nur wenig Zeichen des Verfalls. Unweit der Ortsmitte lag eine aus Ziegelsteinen erbaute, jetzt geschlossene Moschee. Bäume und Grün sah man wenig. Auf allen Höhen rundum standen Wachtürme und kleinere Befestigungsanlagen, die sich ziemlich weit in die Vorberge vorschoben und die den an sich durch seine natürliche Lage schon geschützten Ort zu einer nicht leicht zu überwältigenden Festung machten. Kein Zweifel, daß an dem Ausbau dieser Niederlassung reichere Leute und größere Herren einmal ein Interesse gehabt hatten; waren doch die umliegenden Berge durch ihren Mineralreichtum bekannt. Die Minen sind heute verlassen und verfallen. Als ich vor zwei Jahren zum erstenmal, aus der östlichen Wüste kommend, hier eingezogen war, hatte mir diese völlig ausgestorbene und von ihren Bewohnern wie vor kurzer Zeit verlassen anmutende Wüstenstadt einen geradezu geisterhaften und unheimlichen Eindruck gemacht; erst nach langem Suchen hatte ich in irgendeinem Loch ein altes Weib entdecken können. Das Wasser war trotz der Gebirgs-umgebung salzig; einer meiner Leute will zwar hoch in den Bergen eine „süße“ Quelle entdeckt haben, gesehen habe ich sie oder ihr Wasser aber nicht.

Um Mannschaften und Tieren die nötige Erholung zu gönnen, ließ ich hier einen Tag rasten. Die kühle Luft des hochgelegenen Ortes und seine auf allen Seiten durch Wüsten geschützte Lage machte ihn zum Rastplatz besonders geeignet. Für uns Deutsche gab es freilich wenig Ruhe. Alles mußte nachgesehen werden, die Instandsetzung beschädigter Sättel und Gepäckstücke, die Pflege wunder Tiere dauernd überwacht, die vereinigte Karawane für den weiteren Vormarsch neu zusammengestellt, einige unbrauchbare Leute entlassen werden. Ein aus Ain kommender Bote brachte wieder keine Nachricht.

Ich trieb schon früh zum Aufbruch, so daß sich die nunmehr ziemlich lange Kolonne bald nach 4 Uhr nachmittags in Bewegung setzen konnte; voraus eine von einem österreichischen Unteroffizier

geführte Erkundungs- und Sicherungsgruppe von mehreren Leuten, dann die Maultierkolonne mit kranken Pferden unter Führung Wedigs, dahinter die bedeutend langsamer marschierende Kamelkarawane unter Jacob. Ich selbst wartete mit meinem Stab, bei dem sich Voigt, einige Oesterreicher, mehrere Perser und Araber befanden, bis die ganze Kolonne abgezogen war, überholte sie und behielt in der Regel den Platz zwischen dem Vortrupp und der Maultiergruppe. Diese Einteilung wurde auch für die folgenden Märsche eingehalten. Besonders reichlich mußte, wie immer, das Ende der Kolonne mit beweglichen und verlässigen Reitern ausgestattet werden. Im übrigen hatte dort mein unermüdlicher, umsichtiger Jacob zu walten.

Leider hatten wir veräumt, uns einen Wegführer zu besorgen, so daß wir in der dunklen Nacht stellenweise große Schwierigkeiten hatten, den kaum sichtbaren Pfad zu finden. Daher mußte ich zunächst ziemlich weit vorreiten, um selbst den Weg zu erkunden und mir Marschrichtungspunkte zu suchen. Nach fünfstündigem Marsch kamen wir an einem kleinen Wasserloch vorbei; von hier aus führte der Weg stärker fallend in trockenen Wasserabflusstrinnen abwärts und verlief sich schließlich ganz im Sande, in dem die Tiere tief einsanken. Die Sterne blieben unsere einzigen Wegweiser; sie führten uns immer weiter in eine anscheinend endlose Sandfläche hinein. Einige Flüche an der Spitze des Zuges machten mich aufmerksam, daß etwas Besonderes los sei. Jetzt sah ich es selber. Die ganze Sandfläche war von einer Unzahl giftiger Schlangen bevölkert, die zur Nachtzeit aus ihren Löchern zu kriechen und auf Raub auszugehen pflegten. In dem weichen Sand hörten sie die Tritte der nahenden Karawane nicht und griffen, sobald sie sich bedroht glaubten, sofort an, ihren Vorderkörper hoch aufrichtend. Daß ihr Gift außerordentlich wirksam war, mußten wir in dieser Nacht zu unserem Leidwesen erfahren. Der treffliche arabische Vollblüter Voigts ging einige Stunden nach einem solchen Biß trotz angewandter Gegenmittel unter großen Schmerzen ein. Schließlich mußte ich mit einigen durch Ledergamaschen geschützten Begleitern, mit Stöcken und Peitschen bewaffnet, vorausgehen, um die Reptilien

vom Weg zu scheuchen oder zu erschlagen. Dabei wurde ich von mehrmals getroffenen Tieren oft hartnäckig angegriffen. Es war ein etwas unheimlicher Nachtmarsch.

Unsere Wegrichtung erwies sich als richtig: um 2 Uhr morgens trafen wir in der verlassenen, halb im Sande begrabenen Karawanjerai Meschadscheri ein. Bis die ganze weit auseinandergezogene Kolonne vollzählig versammelt war, wurde es fast 4 Uhr. Wir hatten zu dem etwa 55 Kilometer langen Weg fast 12 Stunden gebraucht, waren also gut marschirt. Hier fanden wir das übliche Brunnenwasser in genügender Menge und einige Weide für Maultiere und Kamele, sonst nichts.

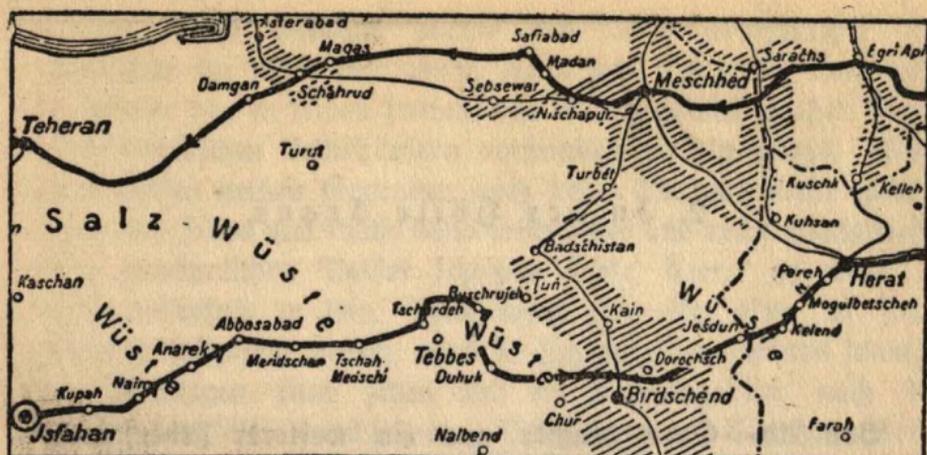
Es ist nicht leicht, eine so große Karawane zum Aufbruch zu bringen. Mußte man doch noch in den heißesten Tagesstunden alles in die Höhe treiben, die oft verstreuten Tiere zusammenfangen und beladen. Aus Erfahrung wußte ich, daß es gut war, die ersten Stunden noch bei Tageslicht zu marschieren, da gerade am Anfang die Hauptstockungen infolge schlecht geschnürter sich lösender Lasten einzutreten pflegten, da man ferner um diese Zeit noch eine bessere Kontrolle der Kolonne vornehmen und den Charakter des zurückzulegenden Weges, der in diesen Gegenden nicht so rasch wechselte, besser erkunden und Marschrichtungspunkte wählen konnte. Gegen Morgen pflegte eine erhebliche Temperaturabkühlung einzutreten, die ein starkes Schlafbedürfnis weckte. Es war also gut, in diesen Stunden möglichst am Ziel zu sein, damit man noch einige Zeit erquickenden Schlafes bis zum Einsetzen der Tageshitze, etwa 8 Uhr, hatte. Das ging meist gegen die Gewohnheit der persischen Tschamadare, die erst bei Einbruch der Dunkelheit aufbrechen, dann aber bis in den heißen Morgen hinein gehen wollten. Auf gewöhnlichen Karawanenstraßen, deren Beschaffenheit und Stationen bekannt waren, hatte diese Art der Zeiteinteilung auch den Vorzug. Erst ganz allmählich gelang es mir, die Aufbruchsstunden vorzuverlegen.

Diesmal kamen wir schon am frühen Nachmittag fort. Der Weg stieg in nordöstlicher Richtung langsam gegen einen Gebirgszug an. Auch heute erforderte die Erkundung größte Aufmerksamkeit. Nach Durchquerung einer Schlucht und eines dahinter

liegenden PASSES erreichten wir den Ort Abbasabad, der aus einer verfallenen Karawanenstation und einigen von sechs Familien bewohnten Lehmhäusern bestand. Es gab reichlich fließendes und trinkbares Wasser, aber fast keine Lebensmittel. In der nahen Steppe lebten zwar viele Gazellen; wir konnten aber, so gern wir wieder einmal Fleisch gegessen hätten, uns den Luxus einer Jagd, die viel Zeit und Beweglichkeit erfordert hätte, nicht leisten. Und zu warten, bis einer der persischen Hirten mit seiner riesigen altertümlichen Gabelflinte ein Tier erlegt haben würde, war vollends unmöglich. Die Temperaturen bewegten sich in diesen Tagen um 35° C im Schatten, in der Nacht sanken sie bis 20°. Die zahlreichen Bergketten, die, obwohl sie in langen Schutthängen in der weiten Ebene zu zerfließen schienen, immer noch ansehnliche Höhen aufwiesen, sorgten für wohlthuende Abkühlung und die für das zentralpersische Wüstenland im Juli verhältnismäßig niederen Temperaturen. Die umliegenden kahlen Bergzüge waren aus roten und gelben Kreidesteinen zusammengesetzt und leuchteten in prächtigen Farben. Sven Hedin hat diese Farben in seinem Werke „Eine Routenaufnahme durch Ostpersien“ mit meisterhaftem Pinsel festgehalten. Wir selbst konnten uns leider nur kurze Augenblicke solchen Naturbetrachtungen hingeben.

Um 5 Uhr marschierten wir von dem wenig gastlichen Abbasabad fort. Parallele Hügel begleiteten uns zu beiden Seiten. Flugsandstrecken verwischten bald jede Spur des Pfades und strengten die an sich schon müden Tiere besonders an. Auf einem großen Flugsandfeld, aus dem hier und da einige verdorrte Büschel und Gräser herausragten, sahen wir eine Unzahl Schlangenspuren; die Tiere selbst hielten sich noch vor der Sonne in ihren Löchern verborgen. Dafür aber wimmelte es von großen Taranteln, die man ständig in der Gesellschaft der Schlangen trifft, die aber trotz ihres greulichen Aussehens und schlimmen Rufes bei den Persern nicht giftig sind, wenn auch ihre Fang- und Beißwerkzeuge immerhin einige Verletzungen hervorrufen können.

Der Sand strahlte noch lange in der Nacht die unter Tags aufgesogene Sonnenglut aus. Erst nach 11 Uhr nachts begann man eine leichte Abkühlung zu spüren. Dazu wehte ununterbrochen



////// von englischen und russischen Truppen besetzte Gebiete  
(Lage etwa Herbst 1915)

ein heißer, die Schleimhäute und Kehlen austrocknender Ostwind, der reichlich feinsten Staub mitführte und vor allem den Augen zusetzte. Um 3 Uhr morgens hatten wir den Weg verloren. Alle Versuche, ihn in der Dunkelheit wiederzufinden, blieben vergeblich. Daher gab ich Befehl zum Halten. Bei Tagesanbruch dauerte es denn auch nicht lange, bis wir uns wieder zurechtgefunden hatten. Unweit lag zwischen Hügeln der kleine Ort Ab-i-Serm, nach einer dort entspringenden 28-30 Grad warmen Schwefelquelle so genannt. Die hier hausenden fünf armseligen Familien, die uns freundlich entgegenkamen, konnten uns weder Lebensmittel noch Futter abgeben, beides hätten wir nach dem letzten 60 Kilometer-Marsch recht nötig gehabt. Das Wasser war zwar zum Baden sehr schön, desto weniger aber zum Trinken. Unsere Tiere mußten sich wieder einmal mit dürren Wüstenkräutern begnügen. Von den Pferden mußten heute bereits acht, die übermüdet waren und Verletzungen hatten, an der Hand gehen, ein recht empfindlicher Ausfall.

## 2. In der Hölle Irans.

\*

Von Ab-i-Germ brachte uns ein weiterer siebenstündiger Nachtmarsch zu dem größeren Wüstenort Meridschan, der etwa 60 Einwohner zählte. Es war die erste Palmenoase. Wir hatten nun das mittelpersische Bergland verlassen und waren in den heißesten Teil des ganzen Iranischen Hochlandes eingetreten, was auch die erheblich höheren Temperaturen anzeigten. Vormittags 9 Uhr maßen wir bereits 40° C im Schatten. Meine Karawane quartierte ich in den dem Haupteingangstor — alle diese Wüstenorte sind wegen der häufigen räuberischen Überfälle durch hohe Lehmmauern geschützt — zunächst gelegenen Häusern und Höfen ein. Die Bewohner des Ortes waren sehr furchtsam und zurückhaltend und brauchten erst längere Zeit, bis sie etwas Zutrauen zu uns faßten und uns bei der Beschaffung von Lebens- und Futtermitteln halfen; diese mußten von den verschiedensten umliegenden Oasen aus Tagemarschentfernung herangeschafft werden, da das kleine Meridschan nur wenig besaß. Es war höchste Zeit, unseren Tieren wieder reichlich gutes Futter zu geben, wußten wir doch, daß wir in den nächsten fünf Tagen wieder nicht das geringste am Wege finden würden. Die Ausbeute für die Menschen war nicht groß: ein Hammel, einige Eier, etwas Reis und ein paar unreife Melonen und Gurken.

Die verfloßenen und kommenden Anstrengungen veranlaßten mich, hier einen Rasttag einzulegen. Auch war es dringend nötig, die Tiere gründlich durchzusehen und zu pflegen und mannigfache Schäden auszubessern. Ein widerspenstiger Österreicher und ein unbrauchbarer persischer Reiter mußten entlassen

werden. Nach Isfahan wurde ein Bote abgefertigt. Die Nachtruhe tat allen sehr wohl, wenn wir Europäer auch unter Ungeziefer arg zu leiden hatten, das in unglaublich großer Menge in den persischen Lehmhäusern vorhanden zu sein pflegt. Wenn es in diesen heißen Gegenden auch keine Wanzen mehr gab, so waren die Flöhe und Läuse desto zahlreicher und recht unangenehm. Dem gewöhnlichen Perser scheinen diese Tiere geradezu ein Lebensbedürfnis zu sein. Nur wenn sich allzu viele in seiner Kleidung festgesetzt haben, wird er sich an einen schönen sonnigen oder schattigen Platz setzen und ein Kleidungsstück nach dem anderen sorgfältig durchsuchen. Die gefangenen Tierchen tötet er aber nicht etwa, das scheint ihm sein religiöses Gesetz zu verbieten, sondern er legt sie behutsam auf die Seite, wo Allah weiter für sie sorgen wird. Unangenehmer sind die nächtlichen Besuche von Skorpionen, die sehr häufig und mächtig groß sind. Sie pflegen sich in Gepäckstücke, Kleider, Schlafdecken und Ähnliches zu verkriechen, so daß man gut tut, jedes Kleidungsstück vor dem Anziehen gründlich auszuschütteln und durchzusehen.

Meridschan lag auf langgestreckten, von den westlichen und nördlichen Bergen herabziehenden, gegen die östliche Salzwüste zu sich immer mehr verflachenden sandigen Verwitterungshängen, die nur hier und da mit wenigen verdorrten Kräutern und Gräsern bestanden waren. In der Ferne zeigten sich kleine Palmengruppen mit einigen Hütten. Die Anlage des Ortes war typisch für alle Niederlassungen dieser heißen Wüstengegend. Neben dem Wasser war für sie vor allem die Windrichtung maßgebend, macht doch der Wind die heißeste Zeit einigermaßen erträglich und beschleunigt die nächtliche Abkühlung. Die niederen, flachgedeckten und Höfe einschließenden Häuser waren dementsprechend orientiert. Jedes hatte einen Schornsteinartigen Windfang mit mehreren Öffnungen an den Seiten der Hauptwindrichtung oder einen Eivan (torbogenartige Nische), die hoch über die übrigen gleichmäßig flachen Dächer aufragten und den in der heißen Jahreszeit einen großen Teil des Tages über wehenden Wind einfingen und in kunstvoll geführten Schächten in die Wohnräume, vor allem in die unter der Erde gelegenen „Serdabs“ leiteten. Sie ver-

ursachten auch bei geschlossenen Türen einen starken Zug, der den Aufenthalt einigermaßen erträglich machte. Die Windfänge geben allen Orten dieser Gegend ein charakteristisches Aussehen. Unser Lager bereiteten wir uns mit Vorliebe unter den an der Zimmerdecke einmündenden Luftschächten.

Die Temperatur stieg heute unter Tags über 40°. Mit großem Bedauern mußten wir feststellen, daß unsere Schokolade, unsere Kerzen und andere Sachen zu einem unförmigen Brei zerschmolzen waren. Auch ein Teil der „tropenfest“ verpackten Medikamente hatte bereits gelitten.

Da ich zunächst nur einen kürzeren Marsch machen wollte, ließ ich erst am Spätnachmittag aufbrechen. Wir waren noch nicht weit vom Ort entfernt, da zeigte bereits der Boden die für die Rewir typischen Salzausblühungen; er war hier mit einer dünnen Salzsicht bedeckt, die in der Sonne blendend weiß leuchtete. Ein heftiger warmer Wind wehte uns entgegen, der erst gegen 11 Uhr nachts etwas kühler wurde. Nach 7stündigem Marsch waren wir in Hous Mirsa, einem kleinen mit Stein und Lehm kuppelförmig überdeckten Wasserloch, bei dem einiges verfallenes Gemäuer stand. Es gab genügend, wenn auch salziges Wasser, um die Tiere zu tränken. Solche Behälter findet man allenthalben in den Wüstengebieten Persiens. Sie sind da im Gelände gegraben, wo in künstlich etwas vertieften Rinnen das Wasser zur Regenzeit zusammenläuft. Sie gehen oft 2—3 Meter tief in den Boden und haben 5—8 Meter im Durchmesser. Das manchmal kunstvoll von primitiven Händen ausgeführte Kuppelgewölbe schützt vor rascher Verdunstung in der heißen Jahreszeit. Nur wenige solcher Housse haben den Sommer hindurch Wasser, und meist ist es dann trübe, schlammig und übelriechend. Da die Eingeborenen auf den zum Wasserloch hinabführenden Stufen gewöhnlich ihre Waschungen vornehmen, kann man sich denken, daß es nicht besonders appetitlich ist. Aber mit welcher Gier haben wir trotzdem oft dieses Wasser getrunken, wenn wir seiner habhaft werden konnten, und wie dankbar waren wir noch dafür; war es doch meist viel weniger salzig und bitter als das Brunnen- und fließende Wasser!

An unserem nur wenig Schutz gewährenden Rastplatz kochte uns die Sonne, die schon in den Vormittagsstunden eine Schattentemperatur von 45° C hervorrief, ordentlich und gab uns einen Vorgesmack von der „Hölle Irans“, wie diese Gegend im Volksmund genannt wird. Da wir den südlichen Arm der großen Salzwüste Rewir zu durchqueren und bis zum nächsten Brunnen gegen 70 Kilometer zurückzulegen hatten, ließ ich schon kurz nach Mittag zum Aufbruch rüsten. Nach Querung eines kleinen Geröllfeldes begann ein gelbbrauner, von feinkörnigem Sand bedeckter, mit Salz durchtränkter, außerhalb des schmalen Pfades sehr sumpfiger und ungangbarer Boden. Nach einiger Zeit schoben sich Wanderdünen über den Weg, die jede Spur deselben verwischten.

Die größte Mühe hatten die Vorausschreitenden, die den Weg austreten mußten. Manches Tier und mancher Reiter kam zu Fall, wenn sie auch nur wenige Schritte seitwärts gingen, da sie dann tief in den Sumpfboden gerieten, die dünne darüber gelagerte Salzkruste durchbrechend. Bald hatten wir den tiefsten und horizontalen Teil der Rewir erreicht, der auch hier wie weiter im Norden in der westlichen Rewirhälfte zu liegen schien. Kein Tier, keine Pflanze belebte diese furchtbarste, toteste, aber großartigste aller Wüsten. Der größte Teil des Bodens war sogenannte „Locherde“, wie sie die Perser verheißungsvoll nennen. Sie sieht sich an wie ein frischgerauhter Ackererschollenboden; in Folge ihrer organischen Bestandteile gewährt sie, gegen die Sonne gesehen, einen fast schwarzen Anblick, während sie, von der Sonnenseite betrachtet, weiß erscheint. Dazwischen gibt es gelegentlich glatte, horizontale Flächen, die tiefsten und meist auch feuchtesten Stellen, die in Folge ihrer Schlüpfrigkeit den Tieren, vor allem den Kamelen viel zu schaffen machten. Ab und zu querten unseren Weg kleine, meist Süd-Nord verlaufende Abflurinnen, die in der Bodenform nicht zu erkennen gewesen wären, hätte sie nicht das hier besonders stark ausblühende Salz wie ein Silberband erscheinen lassen. Sie zeigten an, daß der Boden eine für das Auge natürlich unmerkliche Neigung nach Norden hatte. Wasser floß selbstverständlich in dieser heißen Jahreszeit keines darin.

Die großen Salz- und Steinwüsten des Iranischen Hochlandes sind mächtige abflußlose Binnenbecken, die sich im Laufe der Zeit mit dem Schutt der umliegenden Gebirge angefüllt haben. Die gewaltigen, wenn auch nur kurze Zeit anhaltenden Regen des Winters und Frühjahrs bringen ungeheure Mengen Steine und Schlamm aus den Bergen. Die feinsten Teile, wie Schlamm und im Wasser lösliche Salze und Gipse, füllen die fernsten und tiefsten Teile dieser Becken aus. Die Monate hindurch wehenden heftigen Nordwinde führen eine große Menge feinsten Quarzsandes und Staubes mit sich, den sie auf der feuchten Oberfläche dieses Salzsumpfes ablagern. In der heißen Jahreszeit nun bildet sich auf dessen Oberfläche eine mehr oder minder dicke durch Salz gebundene Schicht, die ein Begehen gestattet. Aber schon ein mehrstündiger Regen weicht den Boden derart auf, daß man, wird man genügend weit vom Festland davon betroffen, rettungslos versinkt oder infolge Erschöpfung zugrunde geht. Von den Gefahren der Rewir hat uns Sven Hedin eine lebendige Beschreibung gegeben. Er hatte, freilich bei nicht so trockenem Wetter wie wir, vergeblich versucht, auf unserem Weg die Wüste zu queren. Die fortschreitende Austrocknung des Salzsumpfes und die infolge der außergewöhnlich geringen Höhenunterschiede ermöglichte Feuchtigkeitsverlagerung bewirken ein Brechen des Bodens in großen Fünfecken und Schollen, die sich gelegentlich nach Art eines Eisstoßes bis zu einem halben Meter hoch aufrichten, steinhart trocknen und ein für Lasttiere kaum zu überwindendes Hindernis bilden.

Es war eine finstere, mondlose Nacht, nur die Sterne und ab und zu etwas Kamelmist und gebleichte Gebeine zeigten uns die Richtung an. Nach einem siebenstündigen Marsch wurde die „Locherde“ durch sandigen Boden abgelöst. Dahinter stiegen plötzlich Sanddünen auf, die aus rundgeschliffenen, erbsengroßen und kleineren Sandkörnern gebildet und zum Teil durch Saxaulstauden verfestigt waren. Wir waren sehr froh, zwischen diesen Hügeln bald wieder Spuren des gewöhnlichen Kamelpfades zu entdecken und bereits eine Stunde nach Sonnenaufgang das mitten in den Sandhügeln gelegene Brunnenloch Tschah Medschi zu

erreichen. Es war merkwürdigerweise nicht in einer Mulde, sondern auf einem kleinen Hügel gegraben und ging viele Meter tief in den Boden. Im Talgrund wäre es durch den Flug sand bald zugeschüttet worden. Um Wasser herauszuholen, mußte man mehrere Lastenstricke zusammenknoten und einen mit einem Stein beschwerten Tränkbeutel hinablassen. Was an Flüssigkeit heraufkam, war wenig erfreulich: ein stark salziges und bitteres, übel schmeckendes und riechendes Wasser, das zwar von Kamelen und Maultieren noch getrunken, aber schon von Pferden fast ganz verschmäht wurde, für Menschen ungenießbar war. Die Versuche, es durch Abkochen trinkbarer zu machen, mußten wir bald aufgeben, da es dadurch nur noch salziger schmeckte. Wir konnten uns für heute schließlich auch noch mit ein paar mitgebrachten Melonen helfen, die selbst von denen, die bereits seit mehreren Tagen unter einer starken Ruhr litten, genossen wurden. Für diese armen Menschen war der lange, anstrengende Weg durch die Rewir sehr leidenvoll gewesen. In unmittelbarer Nähe des Brunnens war ein kleines, völlig verfallenes Gemäuer, das aber noch an einer Stelle so etwas wie ein Dach hatte; hier verkrochen wir uns, um uns vor den Glutstrahlen der Sonne zu schützen. Einige Zeltbahnen halfen uns, den Schatten etwas zu vergrößern. Schon wenige Stunden nach Sonnenaufgang betrug die Temperatur wieder 40° C.

Die Karawane traf erst nach und nach ein. Sie schleppte sich bei der steigenden Hitze mühsam durch die Sanddünen. Der Weg war gut von uns ausgetreten worden; erst als sich ein starker heißer Wind erhob, der unsere Spuren zu verwischen drohte, geriet ich in Sorge. Aber schließlich war doch der weitaus größte Teil der Karawane angelangt; nur einige Perser fehlten. Ich schickte mit Wasser und Reittieren versehene Leute ab, sie zu suchen. Diese fanden sie nach einiger Zeit an verschiedenen Stellen in den Sanddünen und der freien Rewir ungeschützt im Sonnenbrand liegend auf. Vor Anstrengung und Durst waren sie in der Nacht unbemerkt immer weiter zurückgeblieben, hatten dann versucht, wieder nachzukommen, waren aber ohnmächtig geworden und liegen geblieben. Es war höchste Zeit gewesen,

daß ihnen Hilfe kam, die sie vor einem qualvollen Tode bewahrte. Sie wurden auf die Tiere geladen und an unseren Brunnen geschafft.

Hitze, Pärm der Tiere und die Gesellschaft giftiger Schlangen, die sich in größerer Anzahl in unserem Gemäuer eingenistet hatten, ließen uns nicht zur Ruhe kommen. Trotzdem wir uns alle nach einem etwas besseren Wasser sehnten, konnten wir erst gegen Sonnenuntergang an Ausbruch denken. Wir hatten uns noch drei Stunden durch Sandhügel hindurchzuwinden, bis wir endlich steinigem Boden erreichten, der allmählich gegen ein östliches Gebirge zu anstieg. Da wir wieder einmal den Weg verfehlten, hielten wir auf eine Gebirgseinsenkung zu, bei der wir schließlich wieder einen Pfad entdeckten. Nach weiteren drei Stunden ließ ich an dem von seinen Bewohnern aus Furcht vor uns verlassenen Weideplatz Darin halten, wo wir leidlich genießbares Wasser und einige verdorrte Grasbüschel für unsere Tiere fanden.

Es bedurfte heute einiger nachdrücklicher Worte, bis die Schuturdare (Kameltreiber) in Schwung gebracht werden konnten. Sie hatten ja recht: ihre Tiere waren überanstrengt und hatten auf der sehr mageren Weide viel zu wenig Zeit gehabt, sich satt zu fressen. Aber ich mußte vorwärtseilen, wollten wir Menschen doch auch bald etwas Vernünftiges zu essen haben. Das Gelände wurde bald flacher, die Berge, über die sich vielfach Sanddünen schoben, traten weiter auseinander. Um Mitternacht hielten wir kurze Rast bei einigen Lehnhütten, die sich Dschafaru nannten und uns etwas Salzwasser lieferten. Nach Zurücklegung von 45 weiteren Kilometern waren wir um 4 Uhr morgens in der gut gebauten, geräumigen Karawanserai Kobat Gur, wo wir die Karawane hentig unter Führung des Stabsarztes Dr. Becker trafen. Gegen Abend setzten wir gemeinsam unseren Weg fort, der über langsam fallende Geröllhänge, abermals durch einen kleinen Gebirgszug hindurch, und schließlich durch eine fast völlig vegetationslose Ebene nach dem Wüstendorf Tschardeh hineinführte. Die letzten 40 Kilometer hatten wir bis Mitternacht zurückgelegt. Wir fanden zu unserem Erstaunen eine aus ge-

brannten Ziegeln wohlgebaute und mehreren hundert Menschen und Tieren Raum gewährenden Karawanserai vor, in der wir uns häuslich einrichteten; wir wollten hier einige Tage Rast machen, die Tiere nachsehen, neue kaufen, Vorräte ergänzen, Erkundigungen einziehen. Ich wählte diese kleine, gut gelegene Oase aus, weil ihre Umgebung leicht zu überwachen war und wir gegen neugierige Blicke besser geschützt waren als in dem größeren nahe gelegenen Tebbes. Tschardeh war ein Dorf von etwa 50 Häusern, in denen etwa 400 Menschen wohnten. Sie waren durchweg arm und hausten in einfachen kugelförmig überdeckten Lehnhütten; einige Felder und etwa 800 schlanke hohe Palmen verliehen dem inmitten einer weiten sterilen Wüste gelegenen Ort ein anmutiges Aussehen. Gleich am Eingang lag rechts ein großes Gräberfeld mit verschiedenen Kuppelbauten, in dem bessere, wohl kaum aus dem armseligen Tschardeh stammende Leute ruhten. Zur Linken stand eine weiträumige, von hohen Mauern umschlossene, wohlgebaute Karawanserai, die neben vielen offenen Hofräumen einige sonengeschützte Plätze in einem Obergeschosß enthielt, von wo aus man einen prächtigen Blick auf die Oase und ihre Wüsten- und Gebirgsumgebung hatte. Hier ließen wir uns nieder. Leider konnten wir außer einigen Hühnern, Eiern und Datteln nichts aufreiben.

Den eintreffenden Nachrichten zufolge schien das englisch-russische Truppenaufgebot, das uns in Ostpersien auf der Strecke Mesched-Turbet-Tun-Birdschend-Sistan den Weg verlegen sollte, erheblich größer zu sein, als wir ursprünglich angenommen und für möglich gehalten hatten. Da ein Teil meiner aus den westpersischen Bergen stammenden Reiter sich in dieser Wüsten- gegend recht unheimlich fühlte, da auch an Hitze gewöhnte Araber schon zu versagen begannen, wollte ich versuchen, in der hiesigen Gegend einige neue Reiter anzuwerben. Ich gab mich dabei keineswegs trügerischen Hoffnungen in bezug auf deren Kampfes- mut und Kampfesverwendungsfähigkeit hin, aber als Begleit- und Wachmannschaften, als Boten und Verbindungsleute, ja schließlich auch zur Hebung des Sicherheitsgefühls der ganzen bunten Kolonne, konnten sie immerhin wertvolle Dienste tun. Jedenfalls

aber brauchten wir dringend etwa 20 neue Trag- und Reittiere zum Ersatz für die zahlreichen bisher ausgefallenen. So schickte ich eine kleine Abteilung unter Führung Jacobs mit allerlei Aufträgen in das 20 Kilometer entfernte Tebbes.

Tebbes ist die größte Wüstenoase Persiens, eine der heißesten Landschaften dieses an sich zu den heißesten Teilen der Erde gehörenden zentralen Hochgebietes. Sie liegt auf den flachen im Westen und Süden in sandige Wüsten übergehenden Verwitterungshängen eines im Osten vorbeiziehenden schmalen Gebirgszuges, an einem das ganze Jahr über Wasser führenden, in offenen Kanälen gefassten Bächlein. Die Niederlassung hob sich, von der Ferne gesehen, wie alle Wüstenoasen Mittelpersiens als schmaler dunkler Streifen aus der blendend hellen, fast farblosen Umgebung ab. Im Flimmern der ausstrahlenden Bodenhitze erschien sie unnatürlich groß. Darüber ein wolkenloser, fast weißer Himmel, der 6—8 Monate lang diesen Teil des Sonnenreiches überwölbt. Hier war nichts von allen den bunten Farben zu sehen, in denen gewöhnlich europäische Maler uns den Orient darstellen. Gemiß sind auch schöne satte Töne zu finden, ein tiefes reines Azurblau des Himmels, aber meist nur im Frühjahr in der Nähe der Iranischen Randgebirge bei Sonnenaufgang, wenn die Luft noch nicht von den durch die Winde in große Höhen getragenen feinsten Staubteilchen getrübt ist. Wohl gibt auch hier die untergehende Sonne manchmal prächtige Farbenreflexe, aber nur für wenige Minuten; denn die außerordentliche Lufttrockenheit erzeugt nur eine kurze Dämmerung. Sowie die Sonne hinter dem Horizont verschwunden ist, tritt alsbald die Dunkelheit ein, und mit einemmal ist der Himmel von Milliarden ruhig glänzender Sterne übersät, die durchweg kleiner und schärfer erscheinen als bei uns. Nähert man sich mehr und mehr einer Niederlassung, so kann man Einzelformen unterscheiden, scharf gezeichnet durch braune, fast schwarze Schatten ohne Übergänge in blaue oder violette Töne. Auch hier scharfe Kontraste, wie im Klima so im ganzen Leben dieses Sonnenlandes. Der Mensch, der in dieser wüstenweiten armen Welt ein kümmerliches Dasein fristet, ist ein Produkt der ihn umgebenden Natur. An die wenigen Wasser-

stellen sich klammernd, die nur geringem Pflanzenleben Raum gewähren, weit entfernt von größeren Karawanenstraßen und Handelsplätzen, auf deren Reichtum der Wüstenbewohner neidvoll sieht, immer auf der Hut vor feindlichen Nachbarn, die ihn überfallen und ausplündern könnten, selbst auf guten Kamelen und Pferden beritten und an die Durchmessung großer Entfernungen gewöhnt, sich bewußt der Schutzfähigkeit der ihn auf allen Seiten tagereisenweit umgebenden, dem verwöhnteren und festhaften Kulturmenschen schwer überschreitbaren Wüsten und Steppen, seit alters durch die Spärliche, auf große Räume verteilte Viehweide an ein Halbnomadendasein und Räuberleben gewöhnt, in dem auch die Blutrache noch eine große Rolle spielt, ist er mißtrauisch gegen jeden Fremden, verschlagen und falsch. Das will aber nicht sagen, daß man nicht auch in diesen Gegenden wahre, herzliche, zu allem hilfsbereite Gastfreundschaft finden kann, freilich meist nur bei den einfachen armen Nomaden und Hirten, während man der in größeren Niederlassungen ansässigen Bevölkerung mit Vorsicht begegnen muß. Wir haben sowohl die wundervolle, geradezu kindliche Treue und Hilfsbereitschaft des wüstengeborenen Nomaden erproben können als auch die Hinterlist und Raubgier des auf einer höheren Besitzstufe stehenden Oasenbewohners in der Folgezeit zur Genüge, zu unserem schweren Schaden, auszukosten gehabt.

Auch die Bewohner von Tebbes hatten uns mit großem Mißtrauen empfangen. Waren sie doch erst vor kurzem von dem Räuberhauptmann Maschallah Chan überfallen und ausgeplündert worden. Dabei war ein Bruder Maschallah Chans getötet worden und so lebten die Tebbeser in ständiger Angst vor seiner Rache. Auf der anderen Seite veranlaßten wohl auch die immer bestimmter auftretenden Gerüchte vom Heranrücken englischer und russischer Streitkräfte die Würdenträger des Ortes zu einer vorsichtigen Haltung uns gegenüber, um ja nicht selbst in kriegerische Ereignisse verwickelt zu werden. Bei aller dem Perser eigenen äußeren Höflichkeit machten sie mir keinen sympathischen Eindruck. Soviel war sicher, in dieser Gegend mußten wir auch vor der Feindseligkeit der persischen Bevölke-

zung auf der Hut sein. Ging es uns weiter im Osten bei den zu erwartenden Kämpfen mit Engländern und Russen schlecht und wurden wir zurückgetrieben, so konnten wir überzeugt sein, daß uns diese Leute einen wenig freundlichen Empfang bereiten würden. Und doch war es notwendig, gerade in dieser Gegend eine Aufnahmestation einzurichten.

Der bedeutenden Übermacht unserer Gegner gegenüber durften wir uns keinem größeren Kampf aussetzen. Wie sich später erwies, haben die Gegner unsere Stärke dank der phantastisch übertriebenen Mitteilungen ihrer persischen Freunde und Spione weit überschätzt. Heute möchte ich ihnen sagen, daß das, was bei uns wirklich Gefechtswert besaß, etwa 15—20 Mann waren, alles übrige aber Begleitpersonal war, daß wir kein Maschinengewehr, kein Geschütz, kein Flugzeug hatten und die beiden drahtlosen Stationen in Isfahan zurückgeblieben waren.

So mußten wir also den Feind über unsere Anmarschrichtung möglichst lange im ungewissen halten. Bei der erstaunlichen Schnelligkeit, mit der sich auch ohne Telegraph hierzulande Nachrichten zu verbreiten pflegten und bei der Sicherheit, daß Engländer und Russen aus dem feindseligen Tebbes Boten erhielten, gab es nur Überraschung und Schnelligkeit, die uns retten konnten. Die unwahrscheinlichsten Wege waren für uns die geeignetsten, freilich auch die anstrengendsten. Vor allem aber mußte die Loslösung aus dieser Gegend höchst vorsichtig erfolgen, selbst wenn wir zu zeitraubenden Umwegen gezwungen werden sollten. Von den Bewegungen und Entschlüssen dieser Tage hing unser Schicksal ab. Schon heute war es mir klar, daß wir äußersten Falles einen kurzen Vorsprung vor dem entlang der großen in 200 Kilometer Entfernung von Norden nach Süden verlaufenden ostpersischen Karawanenstraße uns auflauernden Gegner, dem eine Telegraphenlinie und reichlich andere Nachrichtsmittel zur Verfügung standen, gewinnen konnten. Hatten wir einmal diese Hauptlinie erreicht, so kam es weniger mehr auf unsere Bewegungsrichtung als auf unsere Schnelligkeit an.

Von Eschardeh sandte ich zunächst unverzüglich eine Erkundungspatrouille in Richtung Tun-Gunabad, die mir Aufschluß über die russischen Truppenbewegungen bringen sollte.

Ein Bote aus der Gegend von Tun meldete über die Wachsamkeit der Russen, daß einige hundert Russen mit Maschinengewehren in Turbet eingetroffen und nach kurzem Aufenthalt in Richtung Birdschend weitergezogen seien.

In Übereinstimmung mit Hentig wurde Stabsarzt Becker als Leiter der in dieser Gegend zu errichtenden Aufnahme- und Nachrichten-Etappe bestimmt. Bei ihm sollten alle kranken und marschunfähigen Menschen und Tiere und der größte Teil unseres Gepäcks zurückbleiben. Er sollte einige Tagemärsche in nordöstlicher Richtung auf dem geraden Weg nach Turbet vormarschieren, dann halten und Boten mit vorgetäuschten Briefen absenden, die bestimmt waren, in die Hände der Russen zu fallen. Zweck war, die Russen glauben zu machen, daß wir in dieser Richtung gehen wollten. Solche Manöver mögen harmlos erscheinen, aber in einem Lande, in welchem sich Gerüchte von Gesehnissen schneller und übertriebener fortzupflanzen pflegen als anderswo, waren sie eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Maßnahme. Ferner sonderte ich eine Kamelschein-karawane unter Führung Wedigs ab, die wir mit allerhand entbehrlichen Risten beluden, welche — die Treiber durften natürlich nichts ahnen — mit Steinen gefüllt waren. Sie sollte weiter im Osten gegen die von Süden kommenden Engländer Verwendung finden. Die eigentliche Vormarschgruppe wurde in zwei Teile geteilt, in die mit geringen Lasten beladene Maultierkolonne, bei der je ein Tier von einem Verreitenen geführt wurde, und die mit Futter und Wasser beladene Kamelkolonne, die erheblich langsamer marschierte und uns so weit als möglich in die Wüste begleiten sollte. Sie hatte die „fliegende Kolonne“, wie wir die Maultierkarawane nannten, mit ihren Vorräten möglichst lange zu stärken, um dann eben geopfert zu werden.

Meine Reiter, denen ich eine xenophontische Ansprache hielt, schwuren mir Treue und grimmigen Mut im Kampfe gegen die Russen, nur hätten sie jetzt genug von der wasserlosen Wüste.

### 3. Durch die feindlichen Linien.

\*

Nach diesen „Rast-Tagen“ verließen wir die schützenden Berge, um in die etwa 200 Kilometer breite Wüstenebene hinauszutreten, hinter der unsere Gegner Aufstellung genommen hatten, wohl ausgerüstet in kühlerem, reichlich Wasser und Nahrung spendendem Berggelände. Wie würden wir sie wohl überwinden? Hatte sie doch nur ganz wenige Brunnen. Wie, wenn auch diese die Feinde unbrauchbar gemacht hätten, wie schon einmal gemeldet war? Fort mit diesen Gedanken! Es gab ein großes Ziel, das uns dauernd vorschwebte: Afghanistan. Dorthin mußten wir, dorthin führte uns der Befehl. Mochten sie uns dort gefangen setzen oder aufknüpfen oder den Engländern ausliefern, das war heute gleich, das kam alles erst später. Und außer dem Ziel gab es auch einen Willen, einen festen, unerschütterlichen deutschen Willen, also gab es auch einen Weg durch diese Wüste, die noch keines Europäers Fuß betreten hatte und die auf allen Karten, wie so viele andere Stellen, die auf unserem Weg lagen, schön weiß verzeichnet war. Leider mußten nicht alle von uns, daß es diesen Weg durch die Wüste gab. Es waren die vielen Kleinmütigen, die nicht im harten deutschen Klima aufgewachsen waren. Nicht immer die geringste Aufgabe war es, auch gegen diesen Kleinmut anderer stark zu sein.

Nach achtfündigem Marsch waren wir in dem mit Lehm-mauern umgebenen Dorf Buschrujeh, wo wir uns in einer Karawanenrai niederließen. Da außerhalb der Mauern weithin flache Wüste war, konnte es leicht überwacht werden. Ich stellte auf die Ecktürme und an die Tore Wachen mit scharfen Gläsern,

die dafür zu sorgen hatten, daß niemand ohne meine Erlaubnis den Ort verließ oder betrat.

Vor allem aber kam es mir darauf an, Erkundigungen über die Wüste und ihre Wasserstellen einzuziehen und geeignete Wegführer zu finden. Ich konnte leider keinen ausfindig machen, der jemals in der von uns beabsichtigten Westost-Richtung diese Wüste durchquert hatte. Offenbar wollte auch keiner der Eingeborenen sich gerne dieser eigenartigen Karawane, über deren friedliche Absichten berechtigte Zweifel bestanden, anschließen. In dieser Lage führte mir ein gütiges Geschick Freunde in den Weg.

Ich war gelegentlich meiner früheren Reisen in Persien Mitglied eines Geheimbundes geworden, der oft in den abgelegensten Orten des Landes seine treu zusammenhaltenden und sich an bestimmten Zeichen gegenseitig erkennenden, meist über den Durchschnitt gebildeten Anhänger hat. Mein Name war vor etwa zwei Jahren, als ich im Norden der gleichen Provinz von Räubern überfallen worden und auf wunderbare Weise mit dem Leben davongekommen war, sehr bekannt geworden. Wie groß war mein Erstaunen, als ich an bestimmten Anzeichen gerade hier in dem entlegenen Wüstenort Buschrujeh ein Mitglied dieses Bundes erkannte, wie groß erst seine Freude, als ich mich ihm zu erkennen gab! Er, der mich nie gesehen hatte, erzählte mir meine Geschichte, er wußte meine Heimat, mein Alter, meine frühere Tätigkeit in Persien und anderwärts! Wer einmal in schlimmen Tagen allein monatelang in Persien gereist ist, auf Schritt und Tritt belogen und bestohlen, als unreiner Ungläubiger angehaßt worden ist, der kann ermessen, was es heißt, in einer so schwierigen Lage wie der unseren wahre Auskunft und ehrliche Unterstützung zu finden. Es dauerte nicht lange, da hatte der Freund einen Reiter in ein mehrere Stunden entferntes Bergdorf geschickt, um einen anderen Freund heranzuholen, der, wenn auch nicht in der Wüste, so doch auf den nächsten Hauptpfaden Bescheid wußte. Es war dies Abdul Wehab, der einer meiner treuesten Diener wurde und am längsten an meiner Seite ausgehalten hat, bis auch er gesundheitlich zusammenbrach. Der Leser wird mir nicht übel nehmen, wenn ich mich in bezug auf

meine Freunde etwas geheimnisvoll ausgedrückt habe. Ich habe meine guten Gründe, warum ich sie — obwohl schon so viele Jahre darüber verflossen sind — nicht der Rache stets gefährlicher Widersacher preisgebe.

Am 7. August verließen wir bei Sonnenuntergang Buschrujeh. Ich wollte zunächst alles tun, um das Augenmerk der Russen auf die nördlichen Pfade zu lenken. Deshalb marschierte ich auf dem Weg nach Tun bis zu einem kleinen Wüstenhaus, das zwischen Sandhügeln lag. Wir sicherten uns nach allen Seiten und beobachteten scharf; auch ließen wir uns von verschiedenen Leuten und einer kleinen Karawane überholen, die wir bisher in Buschrujeh zurückgehalten hatten, die aber jetzt am besten den Russen Nachrichten über uns bringen sollten. Nichts Auffälliges war zu sehen.

Am Nachmittag kamen meine beiden nach Tun ausgesandten Rundschaffter zurück und berichteten, daß Russen in einer Stärke von 150 Mann aus Rain kommend in Tun eingetroffen seien; 150 Mann wären noch in Rain; aus Richtung Birdschend sollten vermutlich indische Truppen auf Duhuk im Anmarsch sein. Verflucht, das war doch mein nächstes Marschziel! So schien also ein regelrechtes Kesseltreiben zu beginnen. Kein Zweifel, unser mehrtägiger Aufenthalt im Raume Tebbes—Buschrujeh hatte den Feinden die Möglichkeit gegeben, genügende Nachrichten über uns zu erhalten, um nun, zweifellos auch von schurkischen Einwohnern gerufen, gegen uns auf allen größeren Wüstenwegen konzentrisch vorzufühlen. Unsere Manöver schienen also wenigstens einen Zweck erfüllt zu haben. An diesem Wasserloch, das, nebenbei bemerkt, eine übelriechende, von toten Mistkäfern wimmelnde Flüssigkeit enthielt, schrieb ich in mein Tagebuch: „Na, der Rückzug ist uns wohl verlegt. Desto günstiger ist vielleicht die Gelegenheit, nach vorne durchzubrechen.“ Im übrigen, kann ich dem militärischen Leser versichern, ist eine erhöhte Alarmbereitschaft in einer nackten Sandwüste, wo Wind- und Luftspiegelungen alle Augenblicke in Staubwolken sich nähernde Reitercharen vorkäuschen, bei einer Temperatur von 45°, in der man sich am Gewehrlauf und Steig-

bügel die Finger verbrennt, nicht mit dem gleichen Zustand in Westeuropa zu verwechseln. Wie oft war ich heute schon durch den tiefen Flugsand auf die umliegenden Hügel gestiegen, um meine Auslugposten zu kontrollieren! Am späten Nachmittag rief mich der nächste Posten zu sich, auch die anderen machten Zeichen: richtig, diesmal naht sich wirklich von fern eine Kolonne. Eine Karawane war es nicht, es konnten nur die Russen sein. Sie hatten immerhin noch einen nicht unbeträchtlichen Weg bis zu uns, aber Eile war dennoch geboten. Und doch durfte nicht alarmiert werden. Wer weiß, was dann für ein Tohumabohu entstanden wäre. Die mich beobachtenden gespannten Gesichter aus dem Lager mußten aus meinem gemächlichen Herabschlendern erkennen, daß nichts Aufregendes zu sehen gewesen war. Erst nach einiger Zeit ließ ich, ohne zu treiben, Befehl zum Aufladen und Abmarsch geben. Mir und den Wenigen, die wußten, was vorging, wurde die Zeit recht lang, bis alles marschbereit war; und doch ging es heute rascher als sonst.

Jetzt war der beste Moment, wo wir, wie beabsichtigt, im rechten Winkel nach Süden in die pfadlose Wüste abbiegen mußten. Eine Reiter Spitze, von einem Österreicher geführt, voraus, dann die Maultierkolonne, dahinter die Kamelkolonne, bei der Hentig die Oberaufsicht führte. Während die Kolonnen in die Wüste abzogen, ging ich nochmals auf die Höhe und sah mir die schon erheblich näher gekommene, von der untergehenden Sonne beleuchtete Staubwolke noch einmal an. Ein erfreulich heftiger Wüstenwind, wie er um die Zeit des Sonnenunterganges einzusetzen pflegte, verwischte bald unsere Spuren im Sandboden, und eine finstere Nacht deckte ihren schützenden Mantel über uns. Ich zog meine Posten ein und ritt der Karawane nach, an deren Spitze ich mich setzte, die Wegrichtung bestimmend. Etwa halbwegs zwischen Buschrujeh und dem 70 Kilometer südöstlich davon gelegenen Ort Duhuk sollte sich eine kleine Oase namens Fatabad befinden; dahin wollte ich kommen. Für die Russen hatten wir jetzt genug getan, jetzt war es Zeit, auch an ihre ihnen hilfsbereit von Süden entgegengekommenen anglo-indischen Bundesgenossen zu denken. Auch ihnen wollte ich möglichst nahe

auf den Feib marschieren, um dann an irgendeiner Stelle wieder in der Wüste, Marschrichtung Osten, zu verschwinden. Das hört sich heute alles so leicht an. Aber damals waren diese Entschlüsse nicht immer so leicht gefaßt, noch weniger aber angesichts der ungeheuren physischen Anstrengungen und der völligen Unsicherheit über das, was am nächsten Tag sein würde, ausgeführt.

Es dauerte nicht lange, so war die langsam marschierende und in dem tiefen Sand schwerer vorwärts kommende Kamelkolonne abgerissen. Auch eine Reiterkette war bald nicht mehr in der Lage, in der finsternen Nacht die Verbindung zu halten. Trotzdem es gerade hier dringend geboten war, keinerlei Licht zu machen, das uns den Feinden hätte verraten können, mußte ich in dieser Nacht mehrmals gegen Leute einschreiten, die verdorrte Grasbüschel anzündeten, um sich mit deren Blut ihre — Opiumpfeife anzuzünden! Ein großer Teil meiner Perser waren nämlich Opiumraucher; diese konnten sich besonders bei großen Anstrengungen nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie in gewissen Zeitabständen sich den Genuß einer kleinen Pfeife gönnten. Dazu legten sie sich auf den Wüstenboden und schlummerten in ihrem Rausch eine Zeitlang ein. In dieser Nacht gingen so einige von den Leuten verloren. Ich hatte bisher, da wir noch keinen Marsch in unmittelbarer Feindesnähe gemacht hatten, wenig auf dieses Rauchen und Feuermachen geachtet. Wohl wußte ich davon, ja, ich hatte sogar aus Tebbes eine ganze Menge Opium mitgenommen, um es unterwegs an schwache Leute verteilen zu können. Da meine Leute sich nicht für so lange Zeit versorgt hatten, mußte ich eben aushelfen; es hat sich dies in der Folgezeit auch als notwendig erwiesen. Nicht gerade schön, was? Aber wie sollte ich ihnen hier in dieser Wüste das Opiumrauchen abgewöhnen? Eigentlich beneideten wir sogar diese Leute, die sich wenigstens für eine halbe Stunde in dieser furchtbaren, austrocknenden Wüste in ein schönes Märchenreich mit Zaubergärten, Wasserbecken und Hurern hineinträumen konnten. Hier hatten wir Deutsche wenigstens nichts zu träumen. Wir mußten alle unsere Sinne, die sich in solchen Zeiten oft zu einer erstaunlichen Schärfe entwickeln, in jedem Moment gegen-

wärtig halten, das Ohr mußte die Geräusche der Karawane und Wüste überwachen, das Auge die Dunkelheit zu durchdringen suchen und die Wegbeschaffenheit studieren, auch die Nase lernte zu wittern, und der Ortsinn wurde wach. Damit will ich nicht sagen, daß nicht auch wir gelegentlich bei den unendlichen, ewig gleichen Nachtmärschen ins Träumen verfielen. Auch ohne Opium. Solche Träume löste vor allem der unbändige Durst nach süßem, kaltem Quellwasser aus. Wie oft stellten wir uns in solchen Tagen und Nächten vor, wie schön es jetzt wäre, sich an einer heimatlichen Wasserleitung satt trinken zu dürfen! Der Gedanke an andere Genüsse trat demgegenüber weit zurück.

Nun kam für uns der Teil des Weges, der die größten körperlichen Anstrengungen erforderte. Tag und Nacht mußten gleichmäßig ausgenüßt werden. Früh um 8 Uhr brachen wir auf und bogen in rein östlicher Richtung in sandig-welliges Wüstengelände ab. Die Sonne brannte unbarmherzig heiß hernieder. Es bedurfte der ganzen Willenskraft aller Deutschen, die Karawane leidlich zusammenzuhalten. Trotzdem zog sie sich immer mehr auseinander; die Kamele blieben weiter und weiter zurück.

Gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir — unser Führer hatte uns völlig falsche Angaben gemacht — ein kleines Loch, das einiges Salzwasser enthielt. In der Nähe standen verdorrte Saxaulstauden. Auch trafen wir einige Leute mit Kamelen an, die einen Weideplatz in der Nähe aufgesucht hatten. Sie erzählten uns, daß vor drei Tagen eine Patrouille der Engländer auf der Suche nach uns hier gewesen sei. Ausgerechnet beim Saxaulgebüsch, dem einzigen Schattenspender ringsum, lag ein verwesendes Kamel, das mit seinem Gestank die Luft erfüllte. Trotzdem befestigten wir dort einige Zeltbahnen, um Schutz gegen die Sonnenstrahlen, die uns heute arg zugesetzt hatten, zu haben. Im Schützengraben an der Westfront konnte man auch nicht immer der Nase die Auswahl seines Standplatzes überlassen.

Erst gegen Sonnenuntergang schleppte sich die Kamelkolonne an die Wasserstelle heran. Sie hatte verschiedene Tiere unterwegs verloren und sah erbärmlich aus. Die armen Tiere ließen

sich einfach umfallen und kümmerten sich zunächst nicht einmal mehr um das Wasser. Und doch mußten wir gleich wieder weiter. So war ich gezwungen, den Rest der Kamele, die uns bisher treue Dienste geleistet und unseren Pferden und Maultieren noch ein letztesmal Futter zugetragen hatten, hier liegen zu lassen. Noch sehe ich ihre Treiber, die Schuturdare, in ihren blauen Kitteln vor mir, wie sie, auf ihre abgezehrten, wundgeschauerten Kamele weisend, in anständigen, einfachen Worten mir sagten: „Sah'b, sieh selbst, wir können nicht mehr.“ Immer gleichmäßig treu, zuverlässig, hilfsbereit und, wiewohl gar oft durch andere aufgehetzt, ohne Murren haben sie ihren schweren Dienst getan. Sie waren von der prächtigen Sorte jener zuverlässigen und anspruchslosen Karawanenleute, die ihr ganzes Leben lang Persien kreuz und quer durchziehen, wenn sie auch durch ihr wildes Aussehen den Neuankömmling oft erschrecken.

Einige Wasserschläuche und etwas Gepäck wurden den Maultieren aufgebunden, der Rest des Futters und der Wasserschläuche mußte zurückgelassen werden. Bald nach 8 Uhr abends ging es weiter in die sandige Wüste hinein, immer nach Osten. Meine persischen Reiter hatte ich diesmal unter scharfer Bewachung zusammengenommen. Gegen Morgen mußte ich eine kleine Kaste einlegen. Einige Leute waren vor Erschöpfung am Wege liegen geblieben, die meisten anderen konnten sich vor Ermüdung kaum weitererschleppen. Auch einige Deutsche sah ich auf ihren Pferden gelegentlich einnicken. Mit größter Mühe hielt ich mich selbst noch wach.

Bald nach Mittag mußten wir aber wieder weiter. Wir überschritten einen kleinen Höhenzug und zogen dann abermals durch flache Wüste. In der Nacht stießen wir unvermutet auf einige schwarze Nomadenzelte an einem Salzwasserloch. Die Bewohner waren vor uns geflohen, näherten sich aber später wieder, als sie sahen, daß wir keine Räuber waren. Sie nannten diesen Platz Eschah Paniri. Ich mußte den Tieren einige Stunden Rast gewähren, da ihnen noch schwerere Tage bevorstanden; waren wir doch jetzt bereits in unmittelbarer Nähe der großen von unserem Gegner besetzten Straße. Wie gut, daß

die Wüste bis in deren nächste Nähe reicht! Aus dieser Wüste und an dieser Stelle dürften sie uns wohl schwerlich mit größerem Aufgebot erwarten. Es kam alles darauf an, daß wir hier so lange wie möglich unbemerkt blieben. Daher mußten wir alle uns Begegnenden oder unser ansichtig werdenden einfangen und so lange bei uns halten, bis sie uns nicht mehr durch rasche Meldungen zu Schaden vermochten. Das konnte freilich nicht immer ganz freundschaftlich abgehen.

Noch in der Nacht waren wir wieder auf dem Weg. Wüsten- und Steppengelände, Nähe menschlicher Siedelungen. Nach mehrstündigem Marsch näherten wir uns vorsichtig, die Wege absperrend, einem kleinen Dorf, das nur mehr vier Wegstunden von der großen Straße entfernt war; es lag abseits von größeren Durchgangspfaden, an Hügel angelehnt, und konnte infolge der Nähe anderer geeigneterer Orte kaum vom Feinde besetzt sein. Es wurde von uns eingeschlossen und scharf überwacht; niemand durfte heraus. Ich konnte verschiedene Erkundigungen über feindliche Bewegungen einziehen; die große Straße sollte in gewissen Abständen von Truppenabteilungen besetzt sein, die unter sich einen regen Patrouillendienst unterhielten. Noch einmal wurden die Lasten verringert, alle Tiere nachgesehen. Gegen die Straße zu hatte ich verschiedene Patrouillen ausgeschildet. Paschen, dem ich einige Reiter beigab, erhielt einen Sonderauftrag; er hatte unsere linke Flanke zu decken, aus der am meisten Gefahr drohte, und sollte nach einigen Tagen in der Nähe der afghanischen Grenze wieder zu uns stoßen. Die Kasko verließ im allgemeinen ruhig. Wohl wurden ab und zu neue Wüstenwanderer eingeliefert, von denen wir verschiedene freundlich einluden, uns noch etwas zu begleiten, aber vom Feind hörten wir nichts. Am frühen Nachmittag ließ ich weitermarschieren; die Zeit mußte mit Rücksicht auf die Mond Dunkelheit so gewählt werden. Kurz nach dem Aufbruch kam mir der treffliche Ismael entgegengeritten und meldete, daß die Straße — frei vom Feinde sei! Es wären nur vor kurzem Patrouillen durchgezogen und weitere englische aus Birdschend würden erwartet. Höchste Eile war geboten. Allen schlug das Herz höher,

die Nervenanspannung verscheuchte für Stunden jede Müdigkeit. Die Menschen sahen aufgerichtet in ihren Sätteln, die Tiere schritten schärfer aus. Kein lautes Wort fiel. Ich galoppierte mit Voigt voraus und erwartete an der Straße die lautlos aus der Wüste sich nähernde Kolonne. Rechts und links standen gespannt in die Nacht hinaushorchend meine Posten. Gespenstisch wie Schatten glitt die aufgeschlossene Karawane über den Weg. Kein Anruf, kein Schuß ertönte; beinahe unheimlich. Schon war die Kolonne in den östlichen Hügeln ebenso lautlos verschwunden, ein kleines trockenes Rinnsal hinanziehend. Ich folgte mit den Patrouillen in einigem Abstand. Der eine der vom Feind besetzten ostpersischen Verbindungswege, auf dem wohl auch sein Hauptpatrouillendienst eingerichtet war, lag hinter uns, den zweiten, den sogenannten Bergweg mit der Telegraphenlinie, hatten wir noch 50 Kilometer vor uns. Unsere Täuschungsmanöver schienen Erfolg gehabt zu haben; wir waren wenigstens bis an die vom Gegner besetzte Linie unbemerkt herangekommen. Schon das erfüllte unsere Herzen mit Zuversicht. Einigen Vorsprung hatten wir auf alle Fälle.

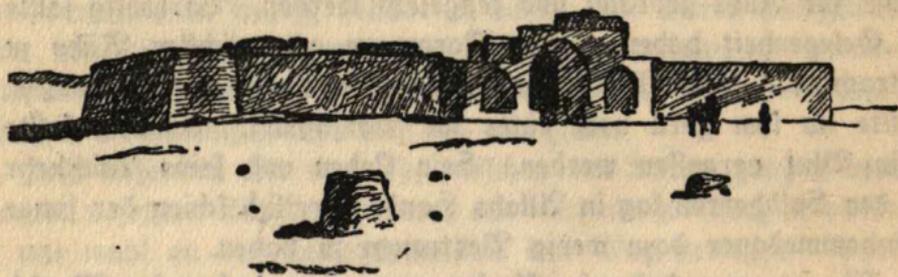
Jetzt befanden wir uns also zwischen den beiden großen vom Gegner besetzten Wegen. Waren wir entdeckt worden, so würde er uns wohl an der Telegraphenlinie den Weg verlegen. Dort konnten wir nicht mehr an einer beliebigen Stelle aus der unbegrenzten Wüste heraus erscheinen, das Gebirgsland zwang uns an bestimmte Pfade. Wieviel besser war doch in so einem Fall die Wüste als dieser von Ortschaften erfüllte Fruchlandstreifen! Wohl hatte ich mir einen Weg ausgesucht, der weniger begangen und ärmer an Niederlassungen war, wohl machten wir in weitem Bogen Umgehungen, wo es irgend ging, aber je höher wir in dem sich schluchtenden Tal kamen, desto weniger gab es ein Ausweichen.

Wir Deutschen hatten ein gutes Stück Arbeit zu leisten, die Kolonne bei dem flotten Marsch zusammenzuhalten, vor allem auch zu verhindern, daß sich feige oder müde Leute heimlich entfernten. Es war ein ungemütlicher Marsch, immer die Waffen schußbereit, gewärtig eines Überfalles in den sich mehr und mehr

verengenden Bergtälern. Da und dort schlugen Hunde an, aber sonst erfolgte nichts. Außer kurzen Atem- und Sammelpausen gab es kein Verweilen. Dem größeren Ort Kuschnawan, der bereits hoch in den Bergen lag, konnten wir nicht mehr ausweichen; bei Tagesanbruch erreichten wir ihn. Im Ku war er umstellt und alle seine Ausgänge besetzt. Verschiedene verdächtige Leute und einige Geiseln wurden in sicheren Gewahrsam genommen. So hatten die Nachhutpatrouillen einige Leute eingeliefert, die in auffälliger Weise der Karawane seit einiger Zeit gefolgt waren. Es stellte sich heraus, daß sie aus Birdschend stammten. Unter ihnen befand sich ein junger Mann, der versicherte, persischer Telegraphenbeamter zu sein und nichts mit unseren Feinden zu tun zu haben. Da er englisches Armeesattelzeug hatte, ließ ich mich davon nicht so ganz überzeugen. Er benahm sich sehr widerspenstig und mußte erst mit einigem Nachdruck zur Ruhe gebracht und festgesetzt werden. Vorläufig sollte er Gelegenheit haben, unsere Karawane aus nächster Nähe zu betrachten. Sein Pferd war gut, aber wenn es sein mußte, stellte ich ihm gern noch eines zur Verfügung. Unnötig sollte kein Blut vergossen werden. Sein Leben und seine Rückkehr zu den Soldherren lag in Allahs Hand. Freilich schien der junge Mohammedaner dazu wenig Vertrauen zu haben.

Für uns war dadurch offenbar geworden, daß unser Marsch eben doch bemerkt worden sein mußte. Der Mann war kaum allein gewesen, obgleich er es bei allen Heiligen schwur. Seine Begleiter konnten Meldung erstattet haben. Untertags kam die Nachricht, daß in einem etwa 20 Kilometer entfernten Orte, an dem zweiten, östlichen, von uns zu passierenden Süd-Nord laufenden Hauptweg gelegen, 200—250 Reiter eingetroffen seien. Auf einen Ort etwas weiter nördlich davon war Paschen angesetzt. Eine sofort dorthin abgesandte Patrouille bestätigte mir, daß eine russische Abteilung mit persischen Reitern, deren Zahl nicht festzustellen war, tatsächlich, von Rain kommend, sich dort befand. Es war keine Zeit mehr zu versäumen. Ich trieb zum Aufbruch, trotzdem noch die heiße Mittagssonne brannte. Den nächsten Vormarschweg hatte ich bereits von voraus-

gesandten Leuten besetzen lassen. Nach einstündigem Marsch überschritten wir die im Halbkreis gesicherte Telegraphenlinie ohne Zwischenfall. Allzu gerne hätten meine Leute den verräterischen Telegraphendraht, das große Hilfsmittel unserer Gegner, durchschnitten. Ich mußte ihnen diesen Spaß untersagen. Jetzt durfte die Linie noch nicht zerstört werden und hier schon gleich gar nicht. Paschen würde es schon eine Tagereise weiter links besorgen.



#### 4. Hart verfolgt.

\*

Wir atmeten freier; eines war nun sicher: mochten auch in dem zwischen uns und der afghanischen Grenze liegenden Wüstenland noch schwächere Postierungen des Feindes sein, die Hauptstreitkräfte seines später so bekannt gewordenen „Ost-Persien-Cordons“, mit denen wir keinen Kampf wagen konnten, lagen jetzt hinter uns. Nun galt es, einen möglichst großen Vorsprung zu gewinnen.

Jeglicher Pfad hatte aufgehört; nach kurzem Anstieg senkte sich das Gelände in ein schwer gangbares Gebirge. Bergauf, bergab, nur immer nach Osten. Auch hier wieder ab und zu kleinere Ortschaften, die wir umgingen. Die Nacht war stockfinster. Bei den schlechten Wegnachrichten in diesem Gewirr von Tälern und Bergen sich zurechtzufinden, war außerordentlich schwierig. Da erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß Hentig verloren gegangen sei. Ich ließ halten und suchen. Es ist nicht gut, übermüdete Menschen und Tiere plötzlich anzuhalten, sie sinken rasch zusammen. Da ertönte auf einmal ein Schuß, der wie ein Kanonenschlag in den Tälern widerhallte und fernes Hundegebell auslöste. Das war kein deutscher Karabiner. Höchst peinlich in dieser Lage. Nach einer Stunde nervösen Wartens stieß Hentig wieder zu uns. Er war etwas zurückgeblieben gewesen und hatte sich dann in den Bergen verritten. Dabei war er angeschossen worden. Wir mußten rasch machen, daß wir weiterkamen. Wieder war ein steiler Paß zu nehmen. Bei Tagesgrauen ließ ich — wir hatten etwa 75 Kilometer zurückgelegt — in der Nähe einer Ortschaft, Nagin genannt, lagern.

Hier erhielten wir zum erstenmal nach Duhuk, seit sieben Tagen, etwas Futter für die Tiere und wenige Nahrungsmittel für uns. Niemand aber dachte an Abkochen oder Ähnliches, alles warf sich, vor Erschöpfung zu nichts mehr fähig, auf den Boden und schief ein. Mit Mühe konnte ich einen dürftigen Wachdienst einrichten; der Hauptwächter mußte ich selbst sein. Ich schief nicht eine Minute, sondern holte mir an einen schattigen Platz, von dem aus ich die wie im Todeschlaf daliegende Karawane übersehen konnte, einige Dorfbewohner heran, die ich über den Weiterweg ausforschte; mit Mühe gelang es mir auch, einen Führer anzustellen. Ist es schon bei uns in Mitteleuropa keine Kleinigkeit, sich nach den Aussagen eines Bauern und Hinterwäldlers eine richtige Vorstellung von Weg und Gelände zu machen, wie viel schwieriger noch hier bei diesen weltabgeschiedenen Wüstenbewohnern, die nichts von irgendwelchen Maßen und Begriffen der fernen zivilisierten Welt wußten, die eine Natur- und Bildersprache redeten, in deren Sinn man erst eindringen mußte, um überhaupt verwertbares Material zu erhalten. Dabei waren alle diese Leute kaum je über das nächste Dorf hinausgekommen, von der Existenz des Ortes, aus dem wir heute kamen, hatte noch keiner etwas gehört. Wenn wir hier etwa nach Afghanistan fragten, hielten uns die Leute vollends für verrückt. Mit recht viel Geduld unter Zuhilfenahme meiner ganzen langen Erfahrung als Soldat und Persienwanderer erhielt ich schließlich doch noch einige wertvolle Angaben. Dann war es aber auch schon wieder Zeit zum Weitermarsch. Mit schwerer Mühe brachte ich die Karawane hoch, ließ tränken und füttern und nach im ganzen zweistündiger Rast aufbrechen. Wieder gings in die weglose, sonnendurchglühte Steppe und Wüste, zwischen flachen Hügeln dahin.

Vor uns lag der große Ort Dorochs, vor dem ich gewarnt worden war und den ich daher unbedingt vermeiden wollte. Ich hatte beabsichtigt, in rein östlicher Richtung im Norden davon vorbeizumarschieren und das letzte vor der afghanischen Grenze sich hinziehende Gebirge zu erreichen. Nach mehreren Stunden Marsch stellte sich heraus, daß unser Führer falsch gegangen, zu

weit nach Süden ausgebogen war. Wir mußten nun in eine freie, deckungslose Ebene hinaus und Dorochsch südlich umgehen. Aus kleineren Ortschaften, in deren Nähe wir vorbeikamen, nahm ich mir verschiedene Male neue Führer. Auch diese versagten immer sehr bald, ihre Entfernungsangaben stimmten keineswegs. Nach Durchschreiten der Ebene von Dorochsch wandten wir uns in nordöstlicher Richtung neuerdings in Hügelgelände, das zu vorsichtigem Marsch mit Sicherungen zwang.

Die Karawane litt furchtbar unter Hitze und Erschöpfung. Immer mehr bröckelte ab, ein Tier und ein Mensch nach dem anderen legten sich in den durchglühten Wüstenand, nichts vermochte sie mehr weiterzubringen. Den Kopf hoch hatten eigentlich nur noch wir Deutsche, deren eiserner Energie und rücksichtslosem Antreiben es zu danken war, daß nicht alles einfach zusammenklappte. Wer zusammenbrach, mußte liegen gelassen werden. Es gab nur einen Gedanken: vorwärts um jeden Preis! Lieber in der Wüste verschmachtet, als dem Feind in die Hände gefallen.

Vor uns stieg ein kleiner Gebirgszug auf, dahinter mußte unbedingt der von uns erstrebte Ort liegen. Noch einmal nahmen wir unsere Kräfte zusammen, noch einmal trieben wir vorwärts, da wir doch bald Wasser finden konnten. Welche Enttäuschung! Ein neuer Abstieg begann, eine neue Ebene, ein neuer steiler Aufstieg auf einen 700 Meter hohen Paß lagen noch vor uns. Immer mehr blieben im Sonnenbrand liegen; auch wir Deutsche begannen das Ende unserer Kräfte zu fühlen. Dann senkte sich der Weg, die mitleidslose Sonne verschwand, und endlich, um 10 Uhr abends, schleppten wir uns einzeln in das heiß ersehnte Dorf Tachtewan hinein. 90 Kilometer hatten wir heute zurückgelegt. Keinem Feind waren wir begegnet, aber kein Tag war bisher so anstrengend gewesen wie dieser. Er hat uns auch schwere Verluste gekostet.

Wir konnten mit Gewißheit annehmen, daß die Verfolgung des Feindes eingesetzt hatte. Möchte er immerhin — und er mußte es —, denn aus unserem eigenartigen Weg konnte er nicht so leicht klug werden — unserer Spur folgen, den Vor-

Sprung, den wir heute gewonnen, konnte er mit seinen besten Reitern nicht so leicht wieder einholen. Das war der Gewinn dieses Tages! Die Opfer waren nicht umsonst gebracht.

Der Vorsprung mußte aber gehalten werden. Daher auch hier nur kurze Rast. Ich schlief etwa eine Stunde und trieb dann, diesmal allerdings auch von meinen eigenen Landsleuten angeknurrt, bereits um 2 Uhr morgens die Karawane wieder zum Aufbruch. Es war ein hartes Stück Arbeit und ging nicht ohne Fußtritte und starke Worte ab. Es mußte sein. Wir sahen die Tiere, von denen die meisten ihre Eisen verloren hatten, kurz nach und packten abermals einige Lasten um. Als ich dem wie tot daliegenden gefangenen Telegraphisten eröffnete, daß er nunmehr seiner Wege gehen könnte, nickte er nur teilnahmslos mit dem Kopf. Der konnte uns nicht mehr schaden. Allah wird ihn hoffentlich wieder nach Hause geleitet haben. Einen kleinen Respekt aber hat er sicher vor uns bekommen. Möge er uns in gutem Andenken behalten!

In dem Dorf trafen wir kurz vor unserem Aufbruch einen Angestellten eines uns befreundeten, in Teheran lebenden größeren Grundbesitzers dieser Gegend, der uns noch im letzten Moment einiges Futter für unsere völlig abgemagerten Tiere und etwas Lebensmittel für uns herbeischaffen ließ. Um das abzuwarten, verzögerte sich der Abmarsch. Auch besorgte der Mann uns einen Wegführer durch das im Osten sich erhebende schwer zugängliche Gebirge. Endlich um 9 Uhr früh verließen wir den Ort. Zunächst stiegen wir in eine wenige Kilometer breite Steppenebene hinab, in der ein verfallenes Kobat lag, dann ging es in ausgetrockneten Rinnsalen und später auf Berghängen immer steiler und steiler in das wildromantische, aus porphyrischen und Kreidesteinen gebildete Gebirge hinauf. Kein Lebewesen schien diese Gebirgswelt zu bergen. Eine Zeitlang führte der Pfad auf dem höchsten Ramm hin, einen prächtigen Ausblick in das Umgelände und das östliche Flachland gestattend. Ganz hinten, durch den staubig flimmernden Dunst der Ka-umid-Wüste, der Hoffnungslosen Wüste, verhüllt, lag Afghanistan, das Ziel unserer Wünsche. Eigentlich war dieses

Gebirge schon die natürliche Grenze zwischen Persien und Afghanistan. Hier standen noch die alten Grenzwachtürme, bis hierher trieben die Afghanen ihre Herden; nicht die Wüste, sondern das Gebirge bildete die wahre Völkerscheide. Der Volksmund nennt auch alles, was östlich des Gebirges liegt, bereits „Erde von Afghanistan“. Einen letzten Blick des Abschieds warfen wir nach Persien hinein, wo wir so viele Getreue zurückgelassen haben, dann wandten wir uns trotz aller Erschöpfung frohgemut zum Abstieg. Bald waren wir wieder in flacherem Gelände und ritten, nordwärts umbiegend, hart am Gebirge hin. Auf einem kleinen Pfad waren deutlich die Spuren von mit englischen Militäreisen beschlagenen Pferden zu sehen. Also auch hier unterhielt man einen Patrouillendienst. Das beunruhigte uns aber nicht mehr sonderlich. Bei einigen Nomadenzelten, bei denen es auch etwas Wasser gab, machten wir kurz nach Sonnenuntergang halt. Wir hatten immerhin wieder 50 Kilometer hinter uns.

Auch heute war eine ganze Anzahl Menschen und Tiere am Weg liegen geblieben, darunter mein Reservepferd mit den Decken. Die Perser waren mit wenigen Ausnahmen völlig zusammengebrochen, die Araber und Afghanen hielten sich etwas besser. Freilich, Kräfte besaßen wir alle nicht mehr viel, wenn uns auch ein gewisses Hochgefühl ob des gelungenen Durchbruches Festigkeit und Zuversicht gab.

Der Türke Rasim Bey wurde in einen nahegelegenen Wüstenort geschickt, um Vorräte zu kaufen; er kam aber unverrichteter Dinge wieder zu uns. Wir hatten noch vier bis fünf Wüstenmärsche vor uns; das konnte übel werden. Schon um 3 Uhr früh brachen wir wieder auf, nachdem wir vergeblich auf Nachzügler gewartet hatten. Nach fünfständigem Marsch, der uns durch eine mit hohen Stauden bestandene Steppenlandschaft und später durch sandiges Gelände führte, kamen wir zu dem kleinen Wüstenbrunnen Tschah Melki, an dem wir wieder kurze Zeit auf zurückgebliebene Leute warteten. Vereinzelt standen hier verdorrte Sträucher und Kräuter, zwischen denen wir Gazellen und Wildesel aufscheuchten, die mit unglaublicher

Schnelligkeit das Weite suchten. Es war ein interessanter, seltener Anblick. Leider konnten wir keine Jagd auf sie machen. Die glühende Hitze, vom sandigen Boden midergestrahlt, trocknete die Schleimhäute aus. Längst hatten wir zwar unsere Südwesterhüte, ein schützendes Turbantuch oder auch einen ganzen Turban um den Kopf geschlungen, das eine Ende nach Afghanenart als Nackenschutz herabhängen lassend, das andere vor Mund und Nase, um die heiße, salzig-staubige Luft nicht unmittelbar einatmen zu müssen und die wenige Feuchtigkeit der heißgelaufenen Maschine möglichst lange zu erhalten, aber bald half auch das nichts mehr. Immer mühsamer stapften wir weiter. Einige Tiere rannten, wohl unter der Einwirkung eines Sonnenstiches, wie wahnsinnig plötzlich mitten in die Wüste und stürzten dann zusammen. Zu allem kam, daß der als Wegführer mitgenommene Nomade zu weit nach rechts abgekommen war und daß wir seit dem letzten Brunnen schon wieder 10 Stunden marschierten, ohne den nächsten Wasserplatz, bei dem wir nach unserer Berechnung schon hätten angelangt sein müssen, erreicht zu haben. Um uns nicht noch weiter zu verirren, ließ ich in der freien Wüste morgens um 2 Uhr halten. Das Häuflein, das ich um mich hatte, war traurig klein. Wie tot sank alles in den Sand. Noch waren wir nicht in Sicherheit, noch durften wir kein Feuerzeichen geben.

Der als Festung in den Karten verzeichnete Grenzort Jesdun konnte leicht eine uns hinderliche Besatzung enthalten. Wir mußten aber dorthin, weil wir Wasser brauchten. Wir waren entschlossen, uns den Zugang mit Gewalt zu erzwingen. Bei Tagesgrauen sprang ich auf, mich zu orientieren. Bald stellte ich fest, daß wir zu weit östlich ganz nahe an die afghanische Grenze gekommen waren, die wir hier nicht überschreiten durften, da es weit und breit keine Wasserstelle gab. Um nach Jesdun zu gelangen, mußten wir in fast entgegengesetzter Richtung weiter. Ich erkundete zunächst allein zu Fuß und kam auf eine kleine wenige Meter hohe Bodenwelle, in dieser ebenen Gegend schon ein weiten Umblick gewährender Aussichtspunkt, und entdeckte richtig in nicht zu großer Entfernung ein kleines sich aber deutlich

vom Horizont abhebendes Kelleh (mit Lehmmauern umgebener fester Platz). Ich holte die Karawane heran, und nach zweistündigem Marsch und vorsichtigem Heranfühlen in Schützenlinie standen wir vor einem elenden kleinen Lehmhause mit einigen halbverfallenen Erdlöchern, in denen ein paar Leute hausten, die uns erzählten, daß die persische Grenzwahe vor acht Tagen hier abgezogen sei, da sie es vor Hunger nicht mehr habe aushalten können. Auch wir konnten nichts aufreiben, doch waren wir schon froh um etwas Salzwasser. Russen oder Engländer hatten sich in dieses Nest noch nicht verirrt, konnten aber jetzt jederzeit hinter uns erscheinen. Ich setzte daher einen Auslugposten in einen verfallenen Turm.

Im Laufe des Tages trafen wohl noch einige Nachzügler ein, aber allzu viele waren wieder in der Wüste geblieben. Wir konnten ihnen nicht helfen. Das Herz wollte einem brechen, wenn man die Erzählungen einiger im Laufe des Tages eintreffender Nachhutreiter hörte, die an den in der Wüste liegenden Menschen und Tieren vorbeigekommen waren.

Besonders erfreut war ich, daß Paschen mit seinen Leuten und einem verloren geglaubten Österreicher am Nachmittag plötzlich wieder zu uns stieß. Er berichtete sehr interessant. Nachdem er uns an dem ersten vom Feind besetzten Wege verlassen hatte, war er in den größeren Ort Sehdeh geritten, nicht ohne vorher den Telegraphendraht an einigen Stellen nachhaltig zerstört und sich informiert zu haben, daß feindliche Truppen nicht in der Nähe waren. Er hatte den Ortsvorsteher aufgesucht, ihm das Eintreffen einer deutschen Kolonne von etwa 150 Mann angekündigt und Lebens- und Futtermittel bereitstellen lassen. Wie Paschen später von dem Telegraphenbeamten erfuhr, dessen Dienste er angeblich selbst in Anspruch nehmen wollte, hatte der Gouverneur sofort Telegramme mit den erhaltenen Neuigkeiten nach Rain und Birdschend gesandt, d. h. senden wollen, denn nach beiden Seiten hin war die Verbindung gestört. So hatte man Eilboten an die nächsten Stationen schicken müssen. Als der Aufenthalt im Ort ungemütlich zu werden begann, war

Paschen verschwunden und auf einem kürzeren nördlichen Weg nach Tschah Melki geritten, wo er unsere Spuren gefunden hatte.

Eine neue Verwicklung! Hentigs Leute — seine Tragtiere waren nur gemietet gewesen — weigerten sich weiterzugehen. Alle Versuche, sie umzustimmen, blieben erfolglos. Von Afghanistan hatten sie soviel Abschreckendes gehört, dorthin wollten sie auf keinen Fall mehr mit. Lieber riskierten sie, in feindliche Hände zu fallen. So blieb nichts anderes übrig, als sie zu entlassen. So gut es ging, packten wir um, Hentig erhielt einen Teil meiner Maultiere. Die entlassenen Leute aber wurden kurz darauf von den Russen eingefangen und ihrer Habe beraubt.

Nun wir Persien mit seinen Wüsten und Feinden hinter uns hatten, tauchte auf einmal die neue Sorge auf, wie wir wohl in dem uns allen unbekanntem, bisher gänzlich abgeschlossenen, fremdenfeindlichen Afghanistan aufgenommen werden würden. Schweigend und rätselhaft lag dieses Land vor uns, das kein Mensch ohne Erlaubnis des Emirs betreten durfte. Würden wir, wie es den gewöhnlich von Persien nach Herat mit besonderer Erlaubnis reisenden Kaufleuten zu gehen pflegte, mit verbundenen Augen durch das Land geführt werden? Würden uns, wie man erzählte, die Köpfe abgeschnitten und diese eines Nachts in Säcken über die Grenze geworfen werden, wie es kürzlich Russen ergangen sein sollte? Würde man uns vom nächsten Posten aus einfach wieder über die Grenze zurücktreiben? Unter welchem politischen Einfluß standen die Afghanen, stand der Emir heute? Wir waren zwar gewiß nicht Leute, die sich durch solche Schauermärchen schrecken ließen, aber ungemütlich war unsere Lage denn doch sehr. Heute, nachdem gerade unter unserer Einwirkung im Kriege und unter den gewaltigen Kriegsfolgen, die auch das endlich unabhängige Afghanistan stark in Mitleidenschaft gezogen haben, dieses Land dem Europäer zugänglich ist und bereits von vielen nach uns bereist worden ist, mag das befremdlich und übertrieben klingen. Man frage aber die Leute, die vor uns den Versuch gemacht hatten, nach Afghanistan einzudringen! Soviel ist sicher, den

Bann, der dieses geheimnisvolle Land umgab, haben wir als erste gebrochen.

Um als Christen die Afghanen nicht zu sehr zu überrumpeln, sandten wir Molwie Barakatullah, den bekannten islamischen Freiheitskämpfer, und den Türken Kasim Bey mit einigen Leuten voraus, die uns beim Gouverneur von Herat anmelden sollten. Dann war es aber auch für uns Zeit zum Aufbruch; denn lange konnte es nun nicht mehr dauern, bis die uns verfolgenden Gegner eintrafen. So ausgepumpt und ausgehungert wir waren, wir mußten weiter. Die Leute in Jesdun hatten uns nicht einmal sagen können, wo die nächsten afghanischen Posten stünden und wie der vor uns liegende Weg beschaffen sei. Wohl glaubten sie, daß es einige Brunnen gäbe. Wenn jenseits der Grenze auch solche Wüste war, wie zu erwarten stand, dann konnten wir ziemlich weit ins Land eindringen, bis wir die ersten Siedelungen erreichten. Das erwies sich auch als richtig. Leider war die Qual unserer Wüstenmärsche noch nicht zu Ende. Wie sollten aber unsere Tiere bei den vermehrten Lasten das noch aushalten?

Am Nachmittag brachen wir auf. Sandige und steinige Wüste rundum. Auf ein paar verdorrte Grasbüschel, die am Wege standen, stürzten sich unsere ausgehungerten Tiere. Mit Mühe trieben wir sie weiter. Gleich in den ersten Stunden blieben wieder zwei Maultiere und ein Pferd liegen. Auch die Menschen konnten kaum mehr weiter, Voigt, ständig treu an meiner Seite, war durch Ruhr und Überanstrengung völlig heruntergekommen, Wagner und Paschen ging es nicht viel besser, Bayerl, der sich merkwürdigerweise noch weitergeschleppt hatte, schien den Marsch kaum mehr überstehen zu können, die anderen alle todmüde und teilnahmslos. Nur beste Leute waren noch um mich. Die wollte ich nicht auch noch verlieren. Noch fühlte ich mich selbst gesund, wenn es auch in allen Gliedern zog und die Augen immer wieder zuzufallen drohten. Mit größter Rücksichtslosigkeit und unerbittlicher Strenge mußte ich trotz allem immer wieder antreiben. Es regnete Schläge und Schimpfworte. Alles ruhte nur mehr auf den Schultern der paar Deutschen. Mit mir war Hentig noch am frischesten; wir beide hatten in diesen Tagen — das darf ich



wohl ohne Selbstlob sagen — die schwerste Arbeit zu leisten. Nur wenig Salzwasser hatten wir mitnehmen können, es begann allmählich süß zu schmecken; hätten wir doch mehr davon mit uns!

Nach fünfstündigem Marsch kamen wir an eine ausgetrocknete Wasserstelle. Kurz vorher, etwa um 10 Uhr nachts, hatten wir die Stelle passiert, an der die Karte die Grenze Afghanistans anzeigte. Es war die Nacht vom 19. zum 20. August 1915.

Endlich um 1 Uhr morgens erreichten wir einige Wasserlöcher, Kelend genannt. Erschöpft ließen wir uns niederfallen. Die Stricke der Lasten wurden gerade noch gelöst, die Kisten und Säcke verstreuten sich auf dem Boden, die Tiere legten sich augenblicklich, nur wenige begannen die paar von der Sonne gedörrten Grasbüschel abzweiden. Einige drängten sich allmählich an die beiden Löcher, deren tief liegendes Wasser sie nicht erreichen konnten. Wir schöpften etwas heraus und tranken. Brrr! Einer übleren Jauche waren wir wahrhaftig auf unserem ganzen Wege nicht begegnet. Eine bittere Salzlake, nach Kamelmist und allen möglichen anderen Verwesungsprodukten stinkend; die Farbe konnten wir bei Nacht zwar noch nicht sehen, wohl aber ahnen. Wir prallten zurück, die Tiere beschnupperten die Flüssigkeit lange und gingen dann fort. Aber immer wieder kehrten sie an das Wasserloch zurück. Da machten wir am Boden eine kleine Rinne, in die wir die Jauche gossen. Mehrere Tiere zugleich fasten dann Mut und tranken etwas. Wenn ich mich recht erinnere, war ich der einzige, der von dieser Flüssigkeit einen Becher voll getrunken hat, allerdings erst, nachdem ich zwei Kolapastillen und einige Kristalle Zitronensäure darin aufgelöst hatte und das erst unter Mittag, als der von der Hitze ausgebrannte Gaumen allzu sehr schmerzte.

Dem Feind waren wir entronnen; was niemand für möglich gehalten hatte, war uns gelungen. Freilich, länger hätten wir uns auch nicht mehr auf persischem Boden aufhalten dürfen. Wie uns später der Emir in Rabul bei unserer ersten Audienz erzählte, waren unsere Verfolger einen halben Tag nach uns an die Grenze gekommen, die sie aber nicht zu überschreiten wagten. Zehntausend Mann anglo-indischer Truppen und eine gemischte russische

Brigade waren unsererwegen in Bewegung gesetzt worden. Wohl waren sie auf den weiten Raum von Belutschistan über Sistan durch Ostpersien bis Mesched verteilt; da das Land selbst nur geringe Verpflegungsmittel liefern konnte — die wenigen wurden überall mit größter Rücksichtslosigkeit beigetrieben —, waren die Feinde auf kostspieligen und zeitraubenden Nachschub aus Indien und Turkestan angewiesen. Sie mußten riesige Tragtierkolonnen in Dienst stellen, und doch blieben die verhältnismäßig großen, vielfach landfremden Truppenabteilungen uns gegenüber sehr unbeweglich. Dazu kam, daß Russen und Engländer das beiderseitige Vorgehen mit großem Mißtrauen ansahen und nicht immer reibungslos zusammenarbeiteten.

Feindesgefahr lag hinter uns, würden wir aber noch einen oder vielleicht gar zwei Tagemärsche die Sonnenglut, den Wasser- und Lebensmittelmangel aushalten? Als der Feuerball der Sonne gleichmäßig wie immer am Horizont erschien, erschauerten wir. Wir sahen uns gegenseitig in die tiefliegenden Augen, in die aschfahlen, bis zur Unkenntlichkeit abgemagerten Gesichter, ein Anblick, den wohl keiner von uns je wieder vergessen wird. Wo irgendeine kleine Mulde im Gelände war oder gekratzt werden konnte, in der man wenigstens vor dem sich alsbald erhebenden, den ganzen Tag über wehenden, heißen Sandstaub mitführenden Nordostwind Schutz finden konnte oder unter Zuhilfenahme der wenigen Lasten eine Zeltbahn aufspannen konnte, verkroch man sich. Hentig und Köhr hatten sich an der Wand des einen, Wagner und Voigt an der des anderen Brunnenloches eine Kastenstätte gesucht. Um sich etwas Kühlung zu verschaffen, sprangen sie ab und zu mit voller Kleidung in das Brunnenwasser. Solange die Verdunstung andauerte, etwa 10 Minuten, empfanden sie Kühlung. Dafür aber überzog sich ihre Kleidung mit einer dicken Salzkruste, die der Haut keineswegs zuträglich war. Das Thermometer zeigte in den heißesten Stunden des Tages 52° C im Schatten.

Da ich das Lager unter diesen Umständen für nicht weniger gefährlich — die Leute waren bereits zu gleichgültig geworden, sich gegen die Sonnenstrahlen noch richtig zu schützen — als die

Bewegung hielt, und wir die Stunden des Durstens und Hungerns abkürzen mußten, ließ ich schon bald nach Mittag die Tiere zusammentreiben und aufpacken. Um 5 Uhr kamen wir auch glücklich fort. Auf der dürftigen Karte, die ich bei mir hatte, waren einige Namen in der nächsten Gegend verzeichnet, die auf Wasser und Bewohnung deuteten. Irgendwo mußten wir doch heute auf etwas Lebendiges stoßen.

Wir kamen auch verhältnismäßig rasch vorwärts; welche Kräfte uns trieben oder verhinderten, daß wir zusammenbrachen, weiß ich nicht. Um uns nur wasserlose Wüste, nichts als Wüste. Wieder ein Marsch von fast 50 Kilometern, während dessen uns keine Seele begegnete, keine Niederlassung auch nur von fern sichtbar wurde. Einige Schüsse rissen uns vorübergehend aus unserem Dahindösen. Es waren nicht, wie wir fürchteten oder soll ich sagen hofften? — afghanische Wächter, sondern einige Österreicher, die sich verirrt hatten und nun wieder an die Karawane herangeholt werden mußten.

Gegen 5 Uhr morgens erreichten wir die verlassene und verfallene kleine Siedlung Mogul Betscheh, wo wir bestimmt Menschen zu treffen gehofft hatten. Hinter einer Mauer war ein kleiner mit übelriechendem grünlich-braunen Salzwasser angefüllter Cümpel, auf den sich unsere Tiere stürzten. Nach zehn Minuten war er leer. Traurig ließen wir uns in einem verfallenen Gemäuer nieder, das wenigstens gegen die Sonne Schutz bot. Früher mußten hier Saatsfelder gewesen sein, auch gab es verfallene Kanalanlagen. Ich kletterte in eines dieser Kanallöcher und entdeckte ein schmales Rinnsal. Aber o Graus! Es wimmelte von Blutegeln; sie leben nur in süßem Wasser. Aber mochte es noch so gut sein, ich konnte es nicht trinken. Einige Zeit später kam freudestrahlend ein Österreicher mit einer Feldflasche voll süßen Wassers und behauptete, eine ganz reine Stelle ohne Blutegel gefunden zu haben. Nachdem Hentig davon getrunken und es in begeisterten Worten gelobt hatte, trank auch ich; fürwahr, wunderbar süß und kühl, aber schon schlüpfte mir ein Blutegel durch die Kehle. Fortan trank ich es nur aus einem Becher, aber ich trank es. Es war zu herrlich, das erste süße Wasser nach

langen Wochen! Nun gruben wir mit Seitengewehren und allershand Gefäßen ein Loch, in dem sich allmählich ein größerer Wasservorrat sammelte, so daß wir auch den Tieren etwas geben konnten. Sie tranken es gierig, nur setzten sich in ihren Mäulern die Blutegel fest, die mühsam wieder entfernt werden mußten. Sie hatten in dieser ganzen Umgebung von Herat, wo die meisten Wasserläufe von solchen Tieren wimmelten, viel darunter zu leiden. Als Nahrung gab es für sie wieder nur Steppengras. Untertags kam eine kleine Kamelkarawane durch, deren afghanische Begleiter uns zwar freundlich begrüßten, aber leider keine Lebensmittel geben konnten. Jedoch erhielten wir von ihnen endlich Angaben über den Weg; in 8—9 Stunden sollten wir die nächste Niederlassung erreichen können. War dies auch weit für die geringen Kräfte, die wir noch hatten, jetzt wußten wir doch wenigstens bestimmt, daß wir durch einen Tagemarsch gerettet sein würden. So weit es möglich war, belebte uns dieser Gedanke. Viel Leben steckte allerdings nicht mehr in uns.

Um Mitternacht brachen wir auf. Die Luft war etwas frischer geworden, man merkte die Nähe der Gebirge. Wieder blieben einige Tiere am Wege liegen. Um 6 Uhr morgens kamen wir an Feldern vorbei; deren frische grüne Farbe war ein ungewohnter Anblick für uns. Es bedurfte aller Anstrengung, die Tiere abzuhalten, sich in die Felder zu stürzen, in denen einige in weiße Leinengewänder gekleidete Afghanen arbeiteten. Zwei Stunden später wankten wir in das erste afghanische Dorf Perek — ein elender, trauriger Haufen. Wir wurden von den erstaunten Eingeborenen liebenswürdig, aber mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, aufgenommen und untergebracht. Das konnte man den Leuten, die noch nie in ihrem Leben Europäer gesehen hatten, auch nicht verdenken.

Aus unserer bangen Erwartung — soweit man davon reden kann, denn es war uns in diesem Moment so ziemlich alles gleichgültig —, wie sich nun wohl unsere weitere Behandlung und unser Empfang durch die Behörden gestalten würde, wurden wir am Nachmittag befreit, als eine von einem Abgesandten des Herater Gouverneurs geführte Karawane von Reitern und Tragtieren

eintraf. Wer beschreibt unsere freudige Überraschung, als dieser uns im Namen seines Herrn als Gäste der afghanischen Regierung willkommen hieß! Wenn wir auch wußten, daß orientalische Höflichkeit nicht immer wörtlich zu nehmen ist und oft einen anderen Sinn hat als bei uns, so waren wir doch von dem sympathischen, einfachen und korrekten Wesen unseres neuen Bekannten angenehm berührt. Es war eine ganz andere Art als die der Perser, mit denen wir es in den letzten Monaten zu tun gehabt hatten.

\*  
\* \* \*

[Durch das „Land der Pässe“ drang die Karawane in aufreibenden Märschen vor bis zur Hauptstadt Kabul, der Residenz des Emirs von Afghanistan. Dort wurde den Ermatteten und Zerlumpten ein Gartenschloß als Wohnung angewiesen. Freilich kam es ihnen wie ein Gefängnis vor, wenn auch ein ehrenvolles. Denn der Emir zögerte immer wieder, die fremden Gäste zu empfangen. Als dann die Deutschen und ihre mohammedanischen Begleiter endlich zur Audienz vorgelassen wurden, verglich der Emir sie mit Kaufleuten, die allerlei Waren bei sich führen, von denen er sich nur das ihm gut und nützlich Erscheinende aussuchen wolle. Es gelang Niedermayer deshalb nicht, den Emir zum Vorgehen gegen die Engländer in Indien zu überreden. Die Ergebnislosigkeit der Unterhandlungen in Verbindung mit ungünstigen Nachrichten aus Persien veranlaßten Niedermayer schließlich, den Rückmarsch anzutreten, aber auf anderem Weg. Auf denselben Pfaden, auf denen einst im Altertum Alexander der Große nach Indien vorgedrungen war, vollzog sich der Rückmarsch der „Sturmschar“ Niedermayers, über den 4000 Meter hohen, tiefverschneiten Chawakpaß im Hindukusch. An der Nordgrenze Afghanistans trennte sich Niedermayer von der Karawane und trat im Juni 1916, als Turkmene verkleidet, auf russisches Gebiet über, in einer Gegend, die auf der Landkarte nur als großer, weißer Fleck erscheint, also noch ganz unerforscht war; er hatte keinen andern Wegweiser als die untergehende Sonne und die nächtlichen Sterne.]

---

## 5. Im Sonnenbrand der Karakum.



Geographisch bildet die Gegend, in der ich mich jetzt befand, einen Teil der großen Sande, die dem Nordrand der vom Pamir bis zum Kaspiſchen Meere ſich hinziehenden Gebirge vorgelagert ſind.

Die Färbung der ganzen Landſchaft iſt eine blendend helle. Der mit ſpärlichem Graswuchs beſtandene Teil erſcheint hellgelblichgrau, der übrige Teil weißlichgrau. Die einzigen dunklen Stellen bilden die Brunnenlöcher mit ihrer unmittelbaren Umgebung, den mit Schafmiſt bedeckten Lagerplätzen der Herden. Einen eigenartigen Anblick gewähren öfter weite durch Feuer niedergebrannte Flächen; ſolch eine Weidefläche brennt, wenn angezündet, unrettbar bis zur nächſten größeren Sandſtrecke nieder. Dieſes Niederbrennen beſorgen die Hirten gewöhnlich ſelbſt beim Verlaſſen der Weide, um den Boden dadurch zu düngen.

Die Vegetation iſt überaus dürftig. An vielen Plätzen ſchießen kurz nach der Regenzeit im Frühjahr dünnes Gras, Disteln und verſchiedene Kräuter aus dem Boden, um nach kaum zwei bis drei Wochen von den raſch heftiger prallenden Sonnenſtrahlen verbrannt zu werden. Merkwürdig nehmen ſich die vielen, an manchen Stellen faſt reiterhohen verdorrten Stengel des ſchon erwähnten hohen, doldenförmig blühenden Krautes aus. Die weitesten Strecken aber ſind nur von vegetationsloſem Sand bedeckt. — Die Tierwelt iſt ebenfalls nicht beſonders mannigfaltig; häufig ſind zierliche Eidechſen, Zieſel, Springmäuſe und rieſige Taranteln ſowie gefleckte Giftſchlangen vertreten, die einem auf Schritt und Tritt begegnen und die kurzen nächtlichen Ruhepauſen im Sande recht verleiden können. Oft mußten wir Taranteln

oder Giftschlangen, die uns zu nahe kamen, mit der stets zu diesem Zwecke bereitgehaltenen Peitsche erschlagen. Jeder Platz, auf dem man sich niederlassen wollte, mußte vorher genau abgesehen werden. Sonst aber kehrten wir uns wenig an diese Tiere und wurden auch nie gebissen. In gewissen Gegenden, vor allem in der Nähe der Flüsse, trifft man in großer Anzahl riesige, bis 1,2 Meter Länge erreichende gelb und grau gestreifte Rieseneidechsen, die aufgeschreckt mit erhobenem Schwanz und heftigem Zischen das Weite suchen; wenn man sie vor ihren Erdlöchern sich Sonnen sieht, muß man unwillkürlich an Drachen denken. Schakale und Wölfe sorgten gelegentlich für die nötige Nachtmusik.

Die großen Anstrengungen der vorhergegangenen Tage und die ungünstige Lage der Brunnen zwangen mich, in der folgenden Nacht einen kleineren Marsch zu machen, doch mußten wir wieder ziemlich lange herumirren, bis wir an eine Wasserstelle kamen. Der Oberhirte dort wünschte uns zum Teufel, ganz gegen die sonst übliche Gastfreundschaft dieser Leute. So mußten wir denn wieder weiter an einen anderen unsern gelegenen Brunnen, der sogar wegen seines „süßen“ Wassers berühmt war. Als wir unseren Durst gelöscht hatten, merkten wir erst, daß das Wasser ebenfalls salzig und bitter war, wenn auch nicht in dem Grade wie das der Tage vorher. Die heute zurückgelegte Entfernung mochte etwa 40 Kilometer betragen haben. Da wir aber baldigst zu einem Brunnenloch kommen wollten, an dem ein meiner Turkmenen befreundeter Oberhirte saß, brachen wir schon am späten Nachmittag trotz der noch herrschenden Hitze auf, geführt von einem Kamelreiter. Wir passierten eine ausgedehnte, durch Feuer vernichtete Fläche und erreichten, meist ohne Pfad reitend, gegen Morgen ein Wasserloch; unsere Wegrichtung, die in den beiden letzten Tagen meist westlich war, wurde nunmehr eine nordwestliche. Wir gönnten uns einige Stunden Rast und zogen dann bis Sonnenuntergang unseren heißen, mühsamen Wüstenpfad weiter. Nach äußerster Anstrengung erreichten wir die gastliche Hütte des uns befreundeten Turkmenen; wir hatten bis dahin seit der letzten größeren Rast einen Marsch von 100 Kilometer zurückzulegen gehabt.

Hier, inmitten der Sandwüste, erklärten meine Turkmenen, nicht mehr weitergehen zu wollen, wir müßten jetzt, wie sie sagten, durch das Gebiet anderer Turkmenenstämme ziehen, mit denen sie nicht auf freundschaftlichem Fuße lebten. Außerdem hatte man ihnen auch Schauernmärchen von den im Murgabtal versammelten Russen erzählt, die wenig Federlesens mit einzelnen bewaffneten Reitern wie uns machen sollten. Sie versuchten nun auf jede Weise, von mir ein Zeugnis für den afghanischen Gouverneur zu bekommen, denn ohne ein solches durften sie dem gestrengen Herrn nicht unter die Augen treten. Erst nach langen Verhandlungen, verbunden mit Drohungen und Versprechungen, gelang es mir, die Leute zum Weitermarsch mit mir zu bewegen. Aus Furcht vor den Russen, die alles, selbst die ältesten Flinten, einzuziehen pflegten, ließen sie ihre Gewehre bei unserem Gastfreund zurück. Erst am Späten Nachmittag konnte ich die auf solche Art verzögerte Reise fortsetzen. Wir ritten in nordwestlicher Richtung, verschiedene gegen die von russischen Truppen besetzte Pendschdeh-Landschaft führenden Pfade kreuzend. Wie gewöhnlich legten wir um 2 Uhr morgens eine einstündige Rast ein; zu dieser Zeit begann die Luft sich stets merklich abzukühlen und starke Müdigkeit sich auf die Glieder zu senken. Bis dahin strahlte der Sand die tagsüber aufgenommene Hitze — die gewöhnlich zwischen 40 und 50 Grad Celsius Lufttemperatur betrug — aus. Langsam und mühsam unter Aufbietung aller unserer Kräfte stapften wir dann durch den tiefen Sand weiter und erreichten etwa um 10 Uhr vormittags ein Brunnenloch. Wir hatten 90 Kilometer zurückgelegt und waren ziemlich erschöpft. Ganz besonders hatten mich wieder die wenigen in der Morgensonne zurückgelegten Stunden angestrengt. Der Brunnen lag in einem selbst für die Karakum-Wüste selten heißen Brutkessel.

Ein finsterner, alter Turkmenenbeg nahm uns in seiner geräumigen im Sande vertieft angelegten Hütte auf. Ohne ein Wort zu sagen, wies er uns an, sich ihm gegenüber zu setzen. Der Führer meiner Turkmenen bemühte sich, Augenmerk und Unterhaltung des uns scharf musternden Gastgebers auf sich zu lenken. Wir saßen ungefähr eine halbe Stunde, bis überhaupt ein Wort

gesprochen wurde. Während dieser Zeit klopfte der Mann an einer alten Patrone herum. Ein Glutwind strich durch die Hütte, in der wir eng gepfercht in unseren dicken Turkmenenkleidern und Pelzen kniend nebeneinander kauerten. Erst nach einer Stunde befahl der Gastgeber, uns Tee zu bringen, und zwar erst, nachdem er uns der Reihe nach genau ausgefragt hatte. Auch an mich richtete er in Afghanisch einige Worte. Meine Begleiter gaben mich überall als Afghanen aus und logen eine Geschichte dazu. Nachdem ich mit einigen Schalen heißen, ungezuckerten grünen Tees meinen größten Durst gestillt hatte, legte ich mich hin, da ich mich vor rasenden Kopfschmerzen nicht länger aufrecht zu halten vermochte. Ein Öffnen der Kleider aber durfte ich mir nicht gestatten. Wie werde ich diese qualvolle Hitze und nie die stehenden Augen des alten Turkmenenbegg vergessen! Der Mann stammte aus Jolatan und schien seiner Regierung ergeben zu sein. An Ruhe war nicht zu denken. Am liebsten wäre ich, ungeachtet meines Leidens, angesichts dieses mißtrauischen, höchst verdächtigen Menschen gleich wieder weitergeritten, aber draußen „kochte der Sand“.

Herzlich froh waren wir alleamt, als der Späte Nachmittag kam und wir diese unheimliche Höhle verlassen konnten. Wir hatten einen Pfad in Erfahrung gebracht, der etwas südlich von Egri Api an den Murgab führen sollte. Nach vierstündigem scharfen Ritt durch Sandhügel kamen wir, bereits bei Dunkelheit, auf den östlichen Grenzhöhen des Murgabflusses an. Ich blieb oben im Gestrüpp verborgen und schickte einige Turkmenen hinunter, um eine Übergangsstelle zu erkunden. Es war stockfinstere Nacht. Da fesselte plötzlich ein Seltenes, ach so lange nicht mehr gesehenes Schauspiel meine Aufmerksamkeit: im jenseitigen Flußtal rollte ein hellerleuchteter Eisenbahnzug in südlicher Richtung vorbei. Ich kann schwer beschreiben, was ich bei diesem Anblick alles empfand.

Ende 1914 hatte ich am Taurus in Kleinasien die Bahn verlassen und jetzt, nach beinahe zwei Jahren, mitten in dieser furchtbaren Sandwüste, erschien sie mir spukhaft wieder.

Langsam schaute ich traumverloren in das wieder still gewordene Tal hinab; erst um Mitternacht knackten in der Nähe die Saxaulstauden, und die ausgeschickten Rundschafter kehrten mit frischem Flußwasser in ihren Schläuchen zurück und berichteten, daß sie unfern einen Fährmann getroffen hätten, der sich aber weigere, in der Nacht jemand überzusetzen. Wir mußten somit bis zum Morgen hier oben warten. Außerdem, so hieß es, sei in der Nähe eine größere Station und russisches Militär, das gegen die aufständische Provinz Pendschdeh zusammengezogen sei. Der Fluß sei tief eingeschnitten, es gäbe keine Furten in der Nähe, er könne nur an wenigen, streng bewachten Stellen auf einer Fähre passiert werden. Das waren recht nette Aussichten! Meine Turkmenen waren aufs höchste beunruhigt und steckten die Köpfe zusammen. Sie kamen mir wieder einmal sehr verdächtig vor. Leider verstand ich nur wenig von ihrer Sprache. Am anderen Morgen weigerten sie sich entschieden, noch einmal zum Fluß hinunterzugehen; sie verlangten kategorisch, ich solle sie hier oben entlohnen. Weder Drohungen noch Versprechungen halfen diesmal; sie blieben zurück, und ich zog allein mit meinem Perser zum Fluß, um selbst nach einer Übergangsstelle zu suchen.

Es gab nur eine Fährstelle. Nach langem Rufen und Verhandeln von Ufer zu Ufer gelang es mir, den Fährmann zu überreden, mich überzusetzen. Hierbei schienen wir seinen Argwohn erregt zu haben. Er stellte uns allerhand verfängliche Fragen und schien Lust zu haben, uns anhalten zu lassen. Wir schwangen uns daher rasch wieder auf unsere Pferde und ritten, um den Mann zu täuschen, zunächst in falscher Richtung auf die Bahnstation zu, bogen aber dann, seinen Blicken entrückt, zum Fluß zurück, um uns im dichten Ufergebüsch zu verbergen.

In vollen Zügen trank ich dort das braune, lehmige und sandige Flußwasser. Als ich dann flußaufwärts blickte, sah ich wenige Meter vor mir eine aufgedunsene Pferdeleiche im Wasser an einem vom Ufer hereintragenden Ast hängen. Ob dieses lehmige Wasser schon nach 10 Metern sich wieder selbst reinigt? Mein Teewasser holte ich mir danach etwas weiter

oberhalb. Und trotzdem war der Trank herrlich, war es doch nach vielen Tagen das erste wirklich süße Wasser!

Etwa fünf Stunden später trafen zu meiner größten Überraschung die Turkmenen wieder ein, die mit eigenartigem Spürsinn sich bis zu mir durchgefunden hatten; sie zeigten mir ihre Tiere, die sich in einem bejammernswerten Zustand befanden und wirklich nicht mehr weiter konnten. Ich entlohnte daher fünf Leute und behielt mir nur noch ihren Führer zurück, der versprach, mich bis an die persische Grenze zu begleiten. Geholfen hatten mir diese Leute herzlich wenig; ihr Hauptzweck war ja für mich nur gewesen, das „turkmenische Milieu“ abzugeben, in dem ich unauffällig war.

Ich ruhte mich nun den Tag über an einer abgelegenen Stelle des Flusses aus. Diesem entlang zog sich ein schmaler, 1—3 Kilometer breiter Fruchlandstreifen; das Flussufer selbst war mit Bäumen und Sträuchern bestanden, und an den Stoßseiten des Flusslaufes traten mäßig hohe mit Saxaulsträuchern bestandene Sandhügel bis hart an den Fluß heran. Am westlichen Talrand lief, etwas über dem Schwemmgelände des Flusses erhoben, die Bahn entlang.

Am Abend zogen wir nach Westen weiter. Vorsichtig näherten wir uns der Bahnlinie, uns zwischen Hügeln heranschleichend. Am Bahndamm stuzte mein Pferd, senkte den Kopf und beschnupperte die ihm wohl seltsam erscheinenden, nach Öl riechenden Schienen, dann machte es einen wilden Satz über das Geleis hinweg, und im Galopp ging in die jenseitigen Sandhügel hinein. Die Wüste hatte uns wieder aufgenommen. Unsere Wegrichtung war von hier ab rein westlich gegen die an der persischen Grenze gelegene Landschaft Sarachs.

Lange hatte ich mir überlegt, ob ich mich nicht in den Zug setzen und nach Merw und Samarkand zu den dortigen österreichischen Kriegsgefangenen fahren sollte, doch waren nach den bisherigen Nachrichten die Aussichten einer solchen Unternehmung sehr ungünstig, und andererseits fühlte ich mich verpflichtet, so rasch als möglich die Verbindung mit Deutschland und mit meinen Leuten in Persien aufzunehmen. Der Turkmene und mein Diener

aber, denen die genannten Städte wohl bekannt waren, wären viel lieber nach Norden als an die berühmte persische Grenze gezogen.

Das Wüstengebiet im Westen vom Murgab zeigte mehr Flug- sandcharakter; der Sand war feiner, tiefer und unangenehmer zu begehen. Zu dritt stapften wir, zunächst ohne Pfad, wie immer den untergehenden Sternen nach und verfolgten später eine der vielen Schafferdeuspuren, die in unserer Wegrichtung lagen. Bald nach Mitternacht hörten wir aus der Ferne Hundegebell und langten auch etwa eine Stunde später an einem Brunnen an. Dort tränkten wir unsere Pferde und ritten dann, von den Hirten gewiesen, im nächtlichen Dunkel weiter. Der Pfad verlief sich bald im Flugsand und schien mir überhaupt in ganz falsche Richtung zu führen. Auf der Suche nach einer besseren Spur stürzte ich mit meinem Pferd kopfüber einen Steilabbruch hinab, den ich bei der völlig gleichen Färbung des Bodens nicht erkannt hatte. Als ich mich vom ersten Schreck erholt und durch Befühlen meiner Knochen überzeugt hatte, daß wenigstens nichts gebrochen war, entschloß ich mich, mitsamt meinem Pferd im Sande liegen zu bleiben und den Morgen abzuwarten, um mich nicht noch weiter zu verirren und zum mindesten an das Wasserloch zurückzufinden.

Bei Tagesgrauen krochen wir im Sand weiter und hatten auch nach einer Stunde das Glück, einige Herdenspuren zu entdecken, deren labyrinthischem Verlauf wir längere Zeit folgten. Wir sahen wieder einmal, wie schwer es war, aus ihnen die Richtung des Herdenlagerplatzes, des Brunnens, erkennen zu wollen. Nach langem Umherirren kamen wir aber schließlich wieder an den in der Nacht passierten Brunnen zurück, dessen Hirten wir nicht eben freundlich fragten: „Wie kommt ihr Hunde dazu, uns heute Nacht anzulügen und in falscher Richtung in die Sandwüste zu schicken?“ Der Oberhirte, ein kaum 16jähriger, sehr würdevoll tuender Turkmene, erwiderte mit dem selbstverständlichsten Ton von der Welt: „Ihr kamt uns verdächtig vor. Gute Menschen reisen nicht um solche Zeit auf diesen Wegen. Wir wollten euch bald loswerden und nicht in der Richtung unserer Herden gehen“

lassen, deshalb machten wir euch falsche Angaben.“ Schon wollte ich ihm die gebührende Antwort darauf geben, da besann ich mich noch rechtzeitig, daß das zu einem Afghanen nicht gut passen würde, und schließlich mußten wir für diesen Sonnentag die Gastfreundschaft des gewissenlosen Burschen in Anspruch nehmen. Seine Angestellten, die Weidehirten, waren, wie fast ausnahmslos alle bisher gesehenen, von ganz außerordentlicher Höflichkeit, dabei aber doch nicht gerade unsympathisch. Der Mann besaß einen schönen alten Stoff, einem Kaschmirschal ähnlich; vergeblich versuchte ich, ihn zu erhandeln. Da lenkte mein Dolch sein Augenmerk auf sich. Er hatte zwar keineswegs einen besonderen Wert, war aber doch in jener geschmackvollen Form hergestellt, wie sie die geschickten Laurinsleute der afghanischen Hefores schaffen. Lange betrachtete er die Waffe und fragte nach dem Preis, worauf ich erklärte, daß es ein für mich zu wertvolles Stück sei, als daß ich es verkaufen möchte. Schmerzlich berührt gab er den Dolch zurück. Nun überreichte ich ihm denselben als Geschenk, und dies hatte den gewünschten Erfolg. Er ließ mir sein Tuch ab.

Ich war sehr erstaunt, die Turkmenen über neuere Kriegereignisse gut unterrichtet zu finden. Die meisten wünschten den Russen alles Uble und beteten für die Deutschen und Türken. Nach einer alten Prophezeiung sollte das Ende der russischen Macht gekommen sein, wenn Russen die Turkmenen um Esel anbetteln würden. In der That requirierten seit einiger Zeit schon die Russen ihre Esel bei ihnen und zogen auch Turkmenen zum Dienst in die Truppe ein, während diese bisher nur in ihrer einheimischen Miliz verwendet worden waren.

Am Abend konnten wir, zwar wieder ohne Wegführer, aber wenigstens diesmal auf den richtigen Weg geleitet, weiter. Nach einigem Herumirren hörten wir in der Ferne heftiges, unser Herannahen meldendes Hundegebell und erreichten bald nach Mitternacht ein Brunnenloch, wo uns die Hirten freundlich aufnahmen. Wir befanden uns jetzt etwa sechs Wegstunden östlich von Sarachs. Infolge der starken russischen Überwachung durfte ich diesen Ort nicht berühren, sondern mußte trachten, an einer

mir von früher her bekannten Stelle südlich von Sarachs über den Herirudfluß, der hier den Namen Eedschen führt, und an die persische Grenze zu kommen. Da bis dorthin ein weiter Weg war und kein Brunnen auf dieser Strecke lag, mußte ich für heute hier bleiben. Ich durfte es auch nicht wagen, in diesem an Fallen reichen Gebiet ohne Wegführer zu reisen. Nach längeren Verhandlungen entschlossen sich die Hirten, mir einen ihrer Leute gegen hohes Entgelt für den nächsten Tag abzulassen.

Nach der Beschreibung der Hirten schien das unbemerkte Überschreiten der Grenze schwieriger zu sein, als ich gedacht hatte. Die Russen hatten es auf Deutsche wie Afghanen — denn die beiden hielten sie für gleich gefährlich — ganz besonders abgesehen. Außerdem hatte man seit kurzer Zeit eine starke Turkmenen-truppe unter russischer Führung aufgestellt, die das Herirudgebiet zu überwachen hatte. Von dem erhöhten russischen Ufer aus sollte man die ganze weite, deckungslose Ebene des Flusses übersehen können; es sollte sogar bei Nacht kaum möglich sein, unbemerkt auf die andere Seite zu kommen.

Ich wählte daher eine Stelle, wo nach meiner Erinnerung — ich war im Jahre 1913 auf einer Forschungsreise im nördlichen Persien in diese Gegend gekommen — die deckungslose Strecke am schmalsten war, nämlich bei Schir-Tepeh, südlich von Douletabad.

Da wir einen Marsch von über 80 Kilometern quer durch die Sandwüste vor uns hatten und noch vor Tagesgrauen über den Fluß kommen mußten, brachen wir schon zeitig am Nachmittag auf. Die Wegrichtung war Süd-Südwesten. Wir ritten durchwegs in scharfem Paßgang. Nach Mitternacht trafen wir auf die erste weidende Herde; der Hirte gab uns köstliches süßes Flußwasser zu trinken und behauptete, daß er es erst am Abend geholt, wo er seine Herde am Fluß getränkt hatte. Demnach konnte es nicht mehr besonders weit bis dorthin sein. Nun ging es in schärferer Gangart weiter. Schon tauchte der Morgenstern auf und noch war nichts vom Fluß zu sehen. Welche große Strecken in dieser Gegend Herden doch in kurzer Zeit zurücklegen können! Ein uns entgegenkommender anderer Hirte erklärte.

wir hätten noch eine Stunde zu reiten. Was tun? Zurück konnten wir nicht; in der vor uns liegenden Wüste gab es keine Brunnen, und unsere Pferde brauchten dringend Wasser. Vor Tagesgrauen mußten wir aber über die Flußebene hinweg gelangt sein.

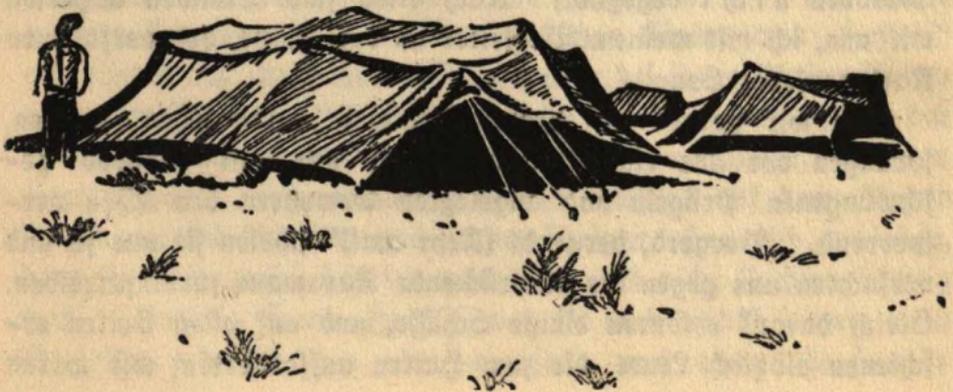
Wir treiben unsere Tiere zur äußersten Leistung an und galoppieren in rein westlicher Richtung dahin, über alles hinweg, was uns in den Weg kommt, öfter im tiefen Sande stecken bleibend. Im Osten wird es licht; vor uns dehnt sich die große, der russisch-persischen Grenze entlang ziehende russische Fahrstraße. Ein kurzer Blick nach Süden und Norden, von wo Gefahr kommen kann, dann jagen wir hinüber, zwischen den letzten Grenzhöhen hindurch. An dem zum Fluß abfallenden Steilhang reißn wir noch einmal die Pferde zusammen, das schon ziemlich gut beleuchtete Flußthal abspähend. In nächster Nähe zeigt sich nichts Verdächtiges; Sporen und Peitsche und in den Fluß hinein! Das Wasser reicht fast über den Sattel; mit äußerster Kraft schlagen wir auf die ausgedürsteten Tiere ein, die wir aber jetzt nicht laufen lassen können. Wir landen in fieberhafter Erregung auf der anderen Seite, und nun gehts auf das Steilufer hinauf und landeinwärts auf zerfallene Mauern und Geländeeinschnitte zu, die einige Deckung bieten. In einem solchen Einschnitt biegen wir plötzlich nach Norden ab und drehen in scharfer Gangart, möglichst gedeckt, wieder an den Fluß zurück zu drei alleinstehenden schwarzen Belutschenzelten hin. Die Pferde in einen kleinen trockenen Seitenarm des Flusses stellen, wo sie nach außen der Sicht entschwinden, selbst in eines der Zelte schlüpfen, ist das Werk weniger Minuten. Die Belutschen scheinen erkannt zu haben, in welcher Not wir uns befinden; sie unterstützen uns freundlichst. Noch atemlos blicken wir flußaufwärts, wo wir geritten sind, — und richtig: In rascher Gangart setzt eine Schar von etwa 50 Reitern an der gleichen Stelle über den Fluß, eifrig spähend, dann eine Strecke landeinwärts reitend. Ein Teil kommt auf unsere Zelte zu, und ich glaube mich schon verloren. Aus irgendeinem Grunde biegen sie aber wieder ab und nach etwa einer Stunde — Ahhanduliflah! — reiten sie wieder langsam

über den Fluß zurück. Die Hauptgefahr ist vorbei; ich bin glücklich auf persischem Boden.

Aber die armen Tierel Wie sahen die aus? Die lange Wüstenreise hatte sie bis auf Haut und Knochen abgezehrt; sie hatten schwere, tiefeiternde Druckstellen. Durch die ungewohnten Sättel waren sie aufgeschauert worden, und die Gewaltmärsche hatten die Wunden immer mehr vergrößert. Krumm gingen sie aber merkwürdigerweise nicht. Diesen trefflichen Tieren hatte ich meine Rettung aus Russenhänden zu danken. Die zu unserer Verfolgung nachgerittene Truppe war noch ausspähend am Flußufer, als sich von Norden her ein gewaltiger Sandsturm erhob, der alles in Finsternis hüllte und jede Bewegung im Freien unmöglich machte. Der Orkan dauerte mit ungebrochener Hefigkeit fast zwei Stunden. So unangenehm er mir sonst auch schon gewesen, heute segnete ich ihn.

\* \* \*

[Bei Kurden und Beludschen Unterschlupf und Hilfe findend, entkommt Niedermayer auf abgelegenen Gebirgs- und Wüstenwegen der Gefahr russischer Gefangenschaft. Wie ein Fakir hält er die Gebete und Waschungen der Moslim und erreicht endlich Teheran. Dort erfährt er vom Vorrücken der Türken nach Hamadan.]



## 6. Durch Räuber und Russen zur türkischen Front.

\*

Meine Marschrichtung war klar: Hamadan. Am 17. August ritt ich zum Südwesttor Teherans hinaus in der sicheren Erwartung, mindestens schon nach zwei bis drei Tagen auf die türkischen Vorposten zu treffen; doch auch diesmal sollte ich kein Glück haben. In der ersten Nacht zog ich bis in ein Dorf in der Nähe von Kobat Kerim, am zweiten Abend zunächst nach Kobat Kerim, dort Anschluß an andere Karawanen suchend; denn allein zu reisen, war bei dem von Räubern und Russen besetzten Weg nicht ratsam. Allmählich sammelte sich vor dem Ort eine größere Karawane an: 60 Kamele und viele Esel. Doch niemand wollte weitergehen, da Räuber auf der Strecke gemeldet waren. Vergeblich versuchte ich, die Leute zu überreden. Nach zweistündigem Warten zog ich dann 12 Uhr nachts mit meinem Begleiter allein los; daraufhin schlossen sich nun auch die anderen an, und nur wenige blieben zurück. Ich glaubte, offen gestanden, nicht an die Räuber; denn wieviele Male war ich in Persien gemeldeten Räubern nicht begegnet! Nach etwa zwei Stunden näherten wir uns, ich mit meinem Begleiter an der Spitze, der verfallenen Karawanenstraße Sengi.

Als wir gerade an ihrem Gemäuer vorbeiziehen wollten, sprangen vor uns einige Männer auf, uns mit drohend geschwungenen Prügeln und angelegten Gewehren den Weg ver Sperrend. „Bergerd, bergerd! (Rehr um!)“ schrien sie uns zu und versuchten uns gegen die nachrückende Karawane zurückzutreiben. Gleich darauf ertönten einige Schüsse, und auf allen Seiten erschienen plötzlich Leute, die zum Halten aufforderten; wir waren

in eine Falle geraten. Es herrschte vollkommene Dunkelheit, nur soviel konnten wir erkennen, daß wir auf allen Seiten von einer größeren Schar „gekochter“ Wüstenräuber umringt waren. Trotz der ungeheuren Verwirrung, die in der Karawane entstand, deren Ramele wild durcheinanderliefen, versuchten wir, nach vorne durchzubrechen. Leider begingen wir die Unklugheit, aus der einzigen Waffe, die wir besaßen, einige Schüsse abzugeben. Das war für die hinter Hügeln wohl geschützt liegenden Räuber das Zeichen, nunmehr ein regelrechtes Feuer auf den Menschen- und Tierknäuel zu eröffnen. Bald hallte die Luft wider vom Stöhnen und Schreien der getroffenen Menschen und Tiere. Meinen Esel hatte ich längst fahren lassen, mein Begleiter war verschwunden. Ich versuchte in das Gemäuer der Karawanserai zu entweichen; da erhielt ich einige Kolbenschläge, darunter einen über den Kopf, der mich bewußtlos zusammenbrechen ließ. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mitten in der durcheinanderrennenden Rameleherde, in die immer noch hineingeschossen wurde. Ich richtete mich mit Mühe auf, um nicht zertreten zu werden, und suchte, noch halb bewußtlos, Deckung in der Mitte der Ramele, konnte mich aber nicht lange aufrecht halten. Das Schießen hörte nun auf, und die Bearbeitung von Menschen und Tieren mit langen Stangen, ein ausgezeichnetes Kampfmittel bei so einem Überfall, begann. Die noch bewegungsfähigen Menschen holte man im Laufe dieser Prozedur allmählich aus dem unentwirrbar scheinenden Knäuel heraus, brachte sie gebunden und teilweise geknebelt abseits und warf sie auf einen Haufen zusammen. Schließlich bemühten sich zwei der „Husseins“ — alle Kerle nannten sich gegenseitig mit dem persischen Eigennamen „Husseins“ und fügten nur zur näheren Bezeichnung bei ihren Rufen Worte wie „pendschtiri, notiri, moseri“ („der fünf-, neunschüssige, der Mauseergewehrbesitzende“) hinzu, je nach der Waffe, die der einzelne besaß —, auch um mich, den wehrlos auf dem Boden Liegenden, und schleiften mich zu den übrigen, ohne mich zu binden, denn sie sahen wohl, daß ich unschädlich und nicht fluchtverdächtig war. „Gott sei Dank, Hadjschi, daß du noch lebst!“ stöhnte mein Begleiter mir entgegen, der ebenfalls aus einer Kopfwunde

blutete und den man bereits halb ausgezogen und ausgeplündert hatte. Man zwang uns alle, ausgestreckt auf dem Rücken zu liegen. Der Räuberhauptmann leitete hier mit einigen seiner Spießgesellen — die anderen fingen in der Zwischenzeit die Tiere zusammen und durchsuchten die Schwerverwundeten und Toten, die auf dem Wege herumlagen — die erste persönliche Durchsuchung. Es war bewundernswert, zu sehen, mit welcher Sachkenntnis man vorging. Ich war zufällig in die Mitte des Haufens zu liegen gekommen. Hier gelang es mir, unbemerkt meinen kleinen Ledergürtel, in dem sich noch einige Goldstücke befanden, zu lösen und unter Opferung meiner Fingernägel in den Boden unter meinem Rücken zu vergraben. Gleich darauf wurde mir alles, was ich sonst noch besaß, weggenommen.

Nach Beendigung dieser flüchtigen „Überplünderung“ und Einfangen aller Tiere wurden wir mit Flühen und Stöcken in die Wüste hinausgetrieben, wo man mehr Zeit und Ruhe zur genauen Durchsuchung hatte. Unsere Karawane, die Waren nach Teheran gebracht hatte und nunmehr mit dem Erlös auf dem Rückweg in die Heimatdörfer sich befand, gehörte nach Einschätzung der Räuber zu denjenigen, die man einer stärkeren Bearbeitung unterziehen mußte. Daß sie eine sogenannte Geldkarawane war, hatten sie schon daran erkennen können, daß fast alle Tiere unbeladen waren. Nachdem man uns eine genügend weite Strecke — mir und anderen schwerer Verwundeten gestattete man, auf Esel aufzusitzen — in die Wüste hinausgeschafft hatte, ließ man die Kamele niederknien und uns selbst in einen Kreis zusammensetzen, das Gesicht nach innen gekehrt. Die Köpfe mußten zu Boden gesenkt sein, sonst schlug einer der bewachenden Husseins unbarmherzig darauf. Diese Haltung war für mich überaus qualvoll; Kopf und Arme, die allmählich dick anschwellen, waren unbeweglich und schmerzten wahnsinnig. Einer nach dem andern wurden wir aus dem Kreis geholt und abseits in die Wüste geführt, wo eine neue Durchsuchung und ein peinliches Verhör begann. Von mir und meinem Begleiter konnten sie nicht viel mehr nehmen, die Paktaschen und Sättel unserer Esel waren schon verschwunden, unsere Taschen leer. Angesichts dessen, was

um mich herum vorging, hatte ich recht eigenartige Gefühle, als mich einer der Räuber abseits führte und im Dunkel der Nacht zu mustern, zu befühlen und auszufragen begann. Er wollte gar nicht glauben, daß ich nichts mehr besaß; mein Oberkleid, meine Kullah (Kopfbedeckung) und Fußbekleidung hatte man mir schon vorher weggenommen. Ich trug nur mehr Hemd, Unterhose und Hose. Das erstere war inzwischen derartig blutig und schmutzig geworden, daß es sogar den Räuber nicht mehr lockte, die Unterhose ist sowieso das einzige Kleidungsstück, das Räuber fast nie wegzunehmen pflegen, weshalb vorsichtige Reisende in sie zweckmäßigerweise Wertgegenstände und Geld einnähen, aber die schwarze, weite, bis in die Mitte der Waden reichende Hose schien dem Burschen zu gefallen. Er war eben dabei, sie mir abzuknöpfen, als der Räuberhauptmann ihn fluchend daran hinderte und mich von dem Kerl befreite. Alle meine Versuche, für meine abgegebenen Kleidungsstücke, vor allem die Schuhe, wenigstens einige alte Fetzen der Räuber zu bekommen, waren vergeblich.

Den anderen erging es erheblich schlechter. Sie hatten gewohnheitsgemäß das in Teheran erlöste Geld in ihren Kamelsätteln versteckt eingenäht; um die Verstecke herauszukriegen, wurde jeder einzelne vorgenommen, zunächst mit Gewehren und Prügeln bedroht und mit wenig sanften Redensarten bedacht. Half das nichts, so wurde er in einer Weise verprügelt, daß man die Knochen nur so krachen hörte. Dazu das jämmerliche Geschrei der Geprügelten und das Wimmern der Verwundeten: es war nichts für Schwache Nerven.

„O Gott, o Muselman, habt Ihr denn keine Religion?!“ Doch die Räuber hatten wenig Verständnis für solche Appelle an die Religion vonseiten meiner Leidensgefährten: „O Muselman, Peder suchte, pil bedel!“ („O Muselman, verdammter Hund, Geld her!“), so tönte es immer wieder als Antwort, der ein Kolbenschlag auf Kopf oder Rücken der Rechtgläubigen Nachdruck verlieh. Das war der Dschihad Persiens!

Trotz allem imponierte mir der Räuberhauptmann; er hielt jedenfalls auf Zucht und Ordnung in seiner Bande und schien auch sonst ein Cavalier zu sein. Als Nurullah zu ihm sagte:

„Eure Exzellenz haben geruht, von uns zweihundert Toman zu nehmen; wir sind bessere Leute und können anstandshalber nicht betteln gehen. Habt die Güte und gebt uns etwas Geld für den Weitermarsch,“ antwortete er: „Aber sofort; leider habe ich gerade nicht mehr als 8 Kran bei mir.“ Und damit gab er ihm das Geld. Einer der Leute aus der Karawane führte zwei Kasten Trauben mit sich. Anstrengung und Aufregung hatten uns großen Durst gemacht, wir konnten kaum ein lautes Wort herausbringen, so trocken waren unsere Kehlen. Unserem Wunsch kam der Räuberchef zuvor. Er riß die Verpackung auf, holte sich eine Traube heraus, zog sie durch den Mund, wie man bei uns wohl Johannisbeeren ißt, und schrie einen von uns an: „Fris, Hund!“ Als der angesichts der kläglichen Bitten des Eigentümers zögerte, schlug er ihn mit seinem Prügel, worauf wir alle ohne Zögern uns dem herrlichen Genuß hingaben.

Als man alles Geld aus uns herausgepreßt — es schien nicht wenig gewesen zu sein — und sich die besten Kamele ausgesucht hatte, entfernte sich das Räubergesindel in die Wüste, der es angehörte. Unsere Esel hatte es, wenn auch ohne Sättel, zurückgelassen; die waren auf schnellem Wüstenmarsch nicht zu gebrauchen. Das war ein Glück, denn sonst hätte ich ohne Schuhe und noch fast völlig bewegungsunfähig in der Gluthitze des Tages nicht weiterreisen können. Trotz der eindringlichen Verwarnung, die durch einige über unsere Köpfe hinweggehende Schüsse unterstrichen worden war, uns vor Tagesanbruch nicht von der Stelle zu rühren, ging ich mit einigen Leuten an die Karawanenstrasse hinaus, um nach den dort liegenden Leuten und meinem Geld zu sehen. Wir fanden einen Toten und mehrere Schwerverletzte, von denen einer bald darauf starb; außerdem lagen mehrere tote Kamele und Esel umher; meinen Ledergürtel konnte ich unschwer ausgraben und zu mir nehmen.

Inzwischen war es Tag geworden, und weit und breit gab es kein Wasser, mit dem wir unsern Durst hätten löschen und unsere Wunden kühlen können. Einem schwer verwundeten alten Perser trat ich einen meiner Esel ab, Nurullah und ich ritten abwechselnd den andern, nachdem wir uns vorher noch einige zusammengelesene

Füßen und Teile unserer Unterkleidung um die wunden Füße und den nackten Kopf gebunden hatten. Bei sengender Sonne schleppten wir uns durch wasserlose Wüstengegend mit Aufbietung unserer ganzen Kräfte bis zu einem kleinen Dorf. Hier erstand ich mir um Schweres Geld einige abgetragene persische Socken und etwas Brot. Am Abend zogen wir weiter.

Es stellte sich bald heraus, daß wir mit den englischen Goldstücken in dieser Gegend nichts anfangen konnten, kein Mensch wollte sie nehmen; hier kannte man nur Kupfergeld. Ja, wir hatten sogar bald Gelegenheit, zu erkennen, daß ihr Besitz uns bei dieser mißtrauischen und räuberischen Bevölkerung recht gefährlich werden konnte.

Etwas drei Stunden vor der größeren Ortschaft Saweh kam uns ein langer Reiterzug entgegen; bald erkannte ich zu meinem Schrecken russisches Militär. Ein Ausweichen in dem völlig deckungslosen Gebiet war unmöglich. Die Vorhutreiter hielten uns an, holten ausgerechnet mich, wohl als den Ältesten, heraus und brachten mich zu den nachfolgenden Offizieren, die einem höheren Stabe anzugehören schienen. Ich wurde nun nach allen Richtungen in gebrochenem Persisch ausgefragt; die guten Leute zeigten mir auch ihre Generalstabskarten mit Einzeichnungen, die mir unter anderen Umständen wohl recht interessant gewesen wären. Auch sonst erfuhr ich manch Wertvolles aus der Unterhaltung der Offiziere untereinander über die russischen Stellungen und Bewegungen. Das einzige, was ich tun konnte, war, mich etwas schwerhörig und begriffsstutzig zu stellen, was angesichts meines verbundenen Kopfes und sonstigen Aussehens den Russen glaubhaft erscheinen mochte. Als ich mit meinen schmutzigen Fingern die Karte, in der man mir verschiedenes zu zeigen versuchte, herumdrehte und mit halb blödem, halb verächtlichem Grinsen anschaute, da belustigte es die Offiziere reichlich. Für mich aber war es eine recht ungemütliche Situation. Erst nach einer Stunde, während der mir auch Nurullah zu Hilfe gekommen war, entließ man mich, nachdem ich kurz vorher noch einen der Russen um eine Zigarette angebettelt hatte. Erleichtert atmete ich auf, als ich die Gesellschaft hinter mir verschwinden sah. Einige

Stunden später waren wir in Sameh, das von etwa 150 Russen besetzt war. Von Türken war weit und breit nichts zu sehen und zu erfahren.

Meine Verletzungen zwangen mich, hier einen Tag zu bleiben. Kopf und linken Arm konnte ich nicht rühren; ich hatte Knochenbrüche, wie sich später herausstellte. Meine Füße waren von dem Marsch über die stacheligen Steppenkräuter und die heißen spitzen Steine zerschunden und geschwollen. Mit größter Mühe gelang es mir, ein Goldstück, das ich als letzte Reserve in dem Band meiner Unterhose eingenäht hatte, zu wechseln; ich bekam zwar nur eine Handvoll Kupfermünzen dafür, aber diese reichten, einige abgetragene Kleider zu ersetzen, die unsere größten Blößen decken sollten. Die Russen suchten die ganze Umgegend nach Trag- und Reittieren ab, die sie rücksichtslos requirierten; unsere zwei Esel versteckten wir daher in dem Wohnraum des Karawanseraibesizers. Bei Nacht gelang es uns dann, auf Schleichwegen unbemerkt aus dem scharf bewachten Dorf zu entweichen.

Noch immer hoffte ich, bald auf die im Vormarsch befindlichen Türken zu treffen und so vielleicht unschwierig und rascher über die russische Linie hinüberzukommen; eine stabile Front war wesentlich unangenehmer zu passieren. Auf dem ganzen Weg vor uns sollte es angeblich von Räubern wimmeln; konnte man uns auch außer den Eseln so ziemlich nichts mehr nehmen, so war einem der Gedanke doch recht beunruhigend, so nahe am Ziel noch aus Versehen ins Jenseits befördert zu werden. In einer einsamen Karawanseraï machten wir einige Stunden Rast. Einen halben Tagemarsch weiter auf unserer Strecke waren tags vorher zwei Leute von Räubern umgebracht worden. Dies war nicht gerade ungünstig für uns; konnte man doch annehmen, daß nun für einige Tage Ruhe auf diesem Wege sein würde.

Diese Annahme bestätigte sich; nach einem längeren, ungestörten Marsch langten wir in einer Karawanseraï an, einen Tagemarsch östlich von Nowaran. Wir waren sehr müde, und während wir schliefen, verschwand ein junger Perser, der uns seit einigen Tagen begleitet hatte, mit einem unserer Esel, dem Geldgürtel und einigen anderen Gegenständen, die der Gauner in raffinierter

Weise aus unserem Schlafräum herausgeholt hatte. Eine eingeleitete Verfolgung blieb ergebnislos.

Noch waren wir keine ganz freien Menschen, denn immer noch besaßen wir etwas. Das war ein kleiner abgetriebener Esel. Sein Besitz konnte uns gefährlich werden; denn die Russen pflegten hier, wie wir hörten, alle auffindbaren Tiere samt ihren Besitzern in ihren Etappendienst einzustellen. Da ich wenig Lust hatte, dieser Beschäftigung nachzugehen, ließ ich das Tier bei einem Bauern zurück, der uns dafür einen Tag lang bewirtete, aber sonst nur ein paar Kran gab, die wir dringend brauchten, um die uns tags vorher gestohlenen Ausrüstungsgegenstände wieder zu ersetzen. Die Tagesgluthitze und nächtliche Kälte zwangen selbst einen Bettler, ein gewisses Mindestmaß von Kleidungsstücken zu besitzen. Verhungern wird in Persien nicht leicht ein Bettler, denn es gibt immer Leute, die, dem Gebot des Propheten gehorchend, Almosen geben. Auch wir erfuhren das jetzt, da wir uns vom Bettel ernähren mußten; wo das nicht ausreichte, mußte man eben durch „freihändigen Ankauf“ seinen Hunger zu stillen versuchen.

Kurz vor Nowaran schlossen wir uns einer kleinen persischen Karawane an, die Waren nach Hamadan bringen wollte. Bisher war seit Wochen noch niemand bis dorthin durchgekommen; diese Leute wollten es wenigstens versuchen.

Es war eine merkwürdig zusammengesetzte Gesellschaft aus verschiedenen Ständen. Natürlich wurden wir nach allen Richtungen hin ausgefragt. Ich hatte mich ihnen mit dem seit einiger Zeit angenommenen Namen „Hadschi Mirsa Hussein“ vorgestellt. Die Geschichte, die wir ihnen erzählten, erschien ihnen wenig glaubhaft; sie waren sehr zurückhaltend und begannen schon, in uns Spione zu wittern, so daß ich mich genötigt sah, den Wahrheitsbeweis für manche Aussagen anzutreten. Vor allem bezweifelte man, daß ich ein Hadschi, ein Mekkapilger, sei. Leider befand sich nun unter der Gesellschaft auch ein richtiger Hadschi; der Mann war natürlich der einflußreichste und konnte mir gefährlich werden. Ich machte mich deshalb an ihn heran und erzählte ihm verschiedene Einzelheiten meiner Pilgerfahrt, wobei

mir die genaue Kenntniss der Reisewege und des Lageplans des Heiligtums in Mekka zustatten kam. Schon am Abend desselben Tages hörte ich, wie er anderen gegenüber dafür eintrat, daß ich ein wirklicher Hadjschi sein müsse. Von dem Tage an wurde unser Verhältnis besser.

In dem Ort, den wir heute erreichen sollten, lagen, wie wir erfuhren, 150 Räuber. Diese aber waren zur Abwechslung von etwas anderer, erträglicherer Art. Jedermann wußte um sie. Auf einer etwa zwei Tagemärsche langen Strecke beherrschten sie den Weg. Kürzlich hatten sie einige Russen getötet und deren Lasten und Tiere fortgeführt; seither mieden die Russen dieses Gebiet. Die Räuber plünderten nun keineswegs die Reisenden vollständig aus, sondern erhoben nur eine Art Wegzoll, einen bestimmten Prozentsatz des Wertes der Karawane, den die Perser, da sie sich von den Russen verschont wußten, gern bezahlten. Die Räuber erreichten auf solche Weise, daß die Karawanen diesen Weg nicht nur nicht mieden, sondern sogar jedem anderen vorzogen.

Schon außerhalb des Ortes kamen uns einige Räuber entgegen, die gewissermaßen von dem Ältesten die Karawane übernahmen und uns unter strenger Bewachung in eine alte verfallene Karawanenseraï brachten, in der wir eingeschlossen wurden. Nachdem man abgeladen und die Waren gemustert hatte, begann man, während der Tschibuk von Mund zu Mund ging, den Wert der Karawane abzuschätzen. Alles ging in größter Ordnung vor sich. Der Handel verlief natürlich nicht ohne Geschrei, Geschimpf, Drohungen und Heulen (dem Perser sitzen die Tränen sehr locker), geprügelt und geschossen wurde aber diesmal nicht. Etwa ein Drittel der Waren nahm man fort. Selbst einem armen Landstreicher hatte man einige Schahi (kleinste persische Münze) aus der Tasche geholt. Ich war der einzige, dem nichts genommen wurde. Als nämlich die Reihe an mich kam, lachte ich den Banditen ins Gesicht. Wir erklärten in höflicher Form, daß „den verehrten Exzellenzen“ andere bereits zuvorgekommen seien. Das alles muß so überzeugend geklungen haben, daß nicht weiter in mich gedrungen wurde.

Am nächsten Tage kamen wir in den Distrikt Karakan, wo die Hauptstellung der Russen war. Gerade im letzten Moment noch wurden wir gewarnt, in ein vor uns gelegenes Dorf zu gehen, das die Russen eben brandschatzten. Wir verblieben daher in einem kleinen, verfallenen Nest, etwa 5 Kilometer davon entfernt. Dafür hoben an diesem Tage wieder einmal einige Untergeordnete des gestrigen Räuberchefs mit Gewalt Zoll ein. Diesen gut bewaffneten Halunken war man wehrlos preisgegeben.

Die Nächte, die wir meist im Freien zubrachten, waren schon bitter kalt geworden. Ich litt, da ich außer meinen zeretzten Kleidern nichts mehr hatte, sehr darunter. Nach mehrmaligen Bitten hatte sich einer der Perser erweichen lassen, uns für die Nacht eine kleine Satteldedecke eines Maultieres abzugeben, unter der Murullah und ich, eng aneinander geschmiegt, uns zu wärmen suchten. Sie reichte gerade aus, Kopf und Leib zu bedecken, die Körperteile, die man nach alter Erfahrung in diesem Klima am meisten schützen mußte.

Ich hatte mir inzwischen in der Karawane Joviel Geltung verschafft, daß man meinen Anordnungen Folge leistete. So schickte ich einige Leute nach verschiedenen Richtungen aus, um zu erkunden, wo die Russen lagen. Nach  $1\frac{1}{2}$  Tagen kamen zwei der ausgesandten Boten zurück; sie hatten einen Weg gefunden, der auf etwa 30 Kilometer vom Feinde frei war. In der Nacht zogen wir dann durch einsame Wüstengegend, geführt von einem verlässigen Eingeborenen, an den von Russen besetzten Ortschaften vorbei. Es kostete große Mühe, die Perser vom Pfeifenrauchen und lauten Reden abzuhalten; auf meine häufigen Vorstellungen entgegnete man mir immer: „Es ist Schicksal; wenn Gott will, dann kommen wir durch.“ Als wir später aber zwischen den unfernen Lagerfeuern russischer Vorpostenabteilungen durchzogen, schlug ich den albernen Burschen einfach die Pfeife aus der Hand; da stiegen allerdings wohl auch ihnen gelinde Zweifel an der Echtheit dieses verrückten Hadschis auf. Jetzt war es mir aber gleichgültig.

Beim Morgenrauen passierten wir einen großen, von den Bewohnern völlig verlassenen Ort. Wir zogen weiter bis zu einer

in einer weiten Ebene gelegenen größeren Ortschaft, wohin die Russen bisher noch nicht gekommen waren. Auf solche Weise hatten wir wieder einmal einen Marsch von 80 Kilometern hinter uns. Der Ort lag nur mehr 6 Farsach (nicht ganz 40 Kilometer) von Hamadan entfernt, und noch immer waren wir auffälligerweise nicht auf Türken gestoßen. Auf diesem Wege, 12 Kilometer weiter gegen Hamadan, mußten wir abermals eine russische Postenstellung passieren. Weniger Glück hätte ich wirklich kaum haben können!

Am Nachmittag kam jemand an, der dem Ortsvorsteher die Ankunft von 300 Rosaken ankündigte, für die er Brot und Futter bereitzustellen hätte. Wir machten uns sogleich zum Aufbruch fertig und zogen in die Steppe hinaus, wo wir uns in einem Geländeeinschnitt verbargen. Bei Tag konnten wir nicht weiterziehen, da wir von den russischen Linien aus, die, wie ein uns begleitender wegekundiger Eingeborener sagte, in nächster Nähe sein mußten, bemerkt worden wären. Ich spähte vergeblich das nächste Umgelände ab, sah aber nichts Auffälliges; die weitere Umgebung flimmerte im Sonnenglanz. Die Russen schienen sich vor der Tageshitze verkrochen zu haben, erst nach Einbruch der Dunkelheit konnten wir einige nahe Lagerfeuer erkennen. Verschiedene unserer Leute, die etwas wertvollere Lasten bei sich hatten, verloren den Mut und blieben zurück, die anderen aber bauten auf das Rismet und folgten mir und dem anscheinend vertrauenswürdigen Wegführer, von dem schließlich alles abhing. Mäuschenstill schlichen wir in einem tief eingeschnittenen trockenen Kinnjal gegen einen kleinen Gebirgszug hinauf. Es war stockfinstere Nacht. Nur wenn Russen in nächster Nähe gewesen wären, hätten sie uns wahrnehmen müssen.

Wir mochten etwa 20 Kilometer noch von Hamadan entfernt sein, da wurden wir plötzlich von verschiedenen Seiten angerufen. Es konnten nur die türkischen Vorposten sein. Meiner Mahnung, stehen zu bleiben, schenkten die Perser kein Gehör. „O Hirten, wir sind nur eine Karawane,“ riefen sie in der Richtung der immer gebieterischer klingenden Stimmen. Bald aber sausten einige von diesen „Hirten“ vom nächsten Hügel herab und

bearbeiteten die an der Spitze Schreitenden mit ihren Gewehrkolben. Auch ich erhielt bei dieser Gelegenheit wieder einen Schlag über den Kopf, daß ich die Huris im Paradies singen hörte. Als sie jedoch erkannten, daß wir wirklich harmlose Perser seien, ließen sie uns laufen. So wenig zart der Willkommengruß der kräftigen Anatolier war, so befriedigt waren wir doch alle, uns endlich geborgen zu wissen. Von jetzt ab taten wir gut, die den Tieren abgenommenen Glöckchen wieder anzuhängen, um beim Durchmarsch durch die türkischen Stellungen nicht noch einmal unangenehme Zusammenstöße zu haben.

Der herrlichste Morgensonnenschein eines erquickend kühl anbrechenden Tages leuchtete uns nach Hamadan hinein. Mein wackerer Begleiter Kurullah Mirsa fragte mich, warum ich so ruhig sei, ob ich mich denn nicht freue, am Ziel zu sein. Eigenartig, daß mir nun alle die monatelang erduldeten Leiden und Drangsale gerade auf dem ersten friedlich-sicheren Weg wieder einfielen, der mich nach Hamadan hineinführte. Die erlebten Enttäuschungen waren zu bitter, der Erfolg zu teuer erkaufte, als daß jetzt eine rechte Freude in mir hätte aufkommen können.

Am anderen Morgen, dem 1. September 1916, ging ich ins türkische Hauptquartier; es dauerte einige Zeit, bis man mich als denjenigen erkannte, für den ich mich ausgab. Die Augen, die der dem türkischen Stab zugeteilte Oberleutnant Wiech machte, als ihn der zerlumpfte Perser deutsch ansprach, werde ich nicht vergessen. Der türkische Oberkommandierende, Ali Ihsan Bey, lachte herzlich, als er mich in meinen schmutzigen Fetzen vor sich sah, und lud mich freundlich ein, sein Gast zu sein.

Zwei Tage später fuhr ich im Kraftwagen nach Kermanschah, wo mich, den Totgeglaubten, die deutschen Kameraden des Stabes Lieben herzlich bewillkommneten.

So sehr ich mich freute, nach mehr als 1½ Jahren wieder die ersten Nachrichten von Familie und Freunden zu erhalten und zu hören, daß der mörderische Krieg noch den und jenen verschont hatte, so erschütternd war doch andererseits wieder, jetzt mit einmal den Verlust all der Lieben zu vernehmen, deren in der langen Zeit eine ganze Menge zusammengekommen war.

---

## Nachwort.



Die wunderbaren Leistungen eines Xenophon im Altertum, eines Sven Hedin in jüngster Zeit begegnen uns vereinigt in den kühnen, abenteuerreichen Märschen, welche der deutsche Forschungsreisende Oskar v. Niedermayer 1915/16 durch wilde Gebiete wagte. Zu Beginn des Weltkrieges bayrischer Offizier, welcher die Lothringer Schlacht mitgemacht hatte, bekam er als Renner Persiens von der deutschen Heeresleitung den Auftrag, mit einer Expedition unter türkischer Begleitung bis zum fernen Afghanistan vorzudringen. Man wollte den Herrscher dieses unabhängigen Berglandes veranlassen, daß er die Engländer in Indien möglichst beunruhige, um so einen Teil unserer Feinde vor dem „Core Indiens“ festzuhalten. Aber Niedermayer wurde wider Erwarten von den Türken gar nicht unterstützt und mußte auf eigene Faust handeln. Kurz entschlossen rückte er mit nur wenig Getreuen in Persien ein, durchquerte in aufreibenden Märschen die glühenden Sand- und Salzwüsten, täuschte und umging die längs der persischen Ostgrenze aufgestellten englisch-russischen Wachttruppen und drang bis Rabul vor, wo er in schwierigen, langwierigen Verhandlungen mit dem Emir von Afghanistan die deutschen Interessen klug und zäh verfocht. War die tapfere Schar schon auf dem Hinweg auf ein Viertel zusammengeschnitten, so gestaltete sich der Rückmarsch über verschneite Hochgebirgspässe, und das Schicksal der abgezweigten Gruppen noch gefährlicher. Von seiner Karawane getrennt, schlug sich Niedermayer unter allerlei Verkleidungen durch feindliches Gebiet wieder bis zu den

Türken durch. Das alles klingt wie alte Heldensage, die wieder Tat geworden ist.

„Wenn auch heute die sichtbaren Spuren der deutschen Expedition fast verwischt sind und die zerstreuten Grabhügel auf den im ganzen wohl über 22 000 Kilometer betragenden, durch heiße Wüsten und Steppen führenden Wegen, die so leicht nicht wieder eines Europäers Fuß betreten wird, durch Sonne, Wind und Regen dem Erdboden gleich geworden sind, wissen wir doch, daß unsere Mühen und Opfer nicht umsonst gewesen sind.“ Mit diesen Worten schließt Oskar von Niedermayer sein Werk „Unter der Glutsonne Irans“, das mit zahlreichen Lichtbildern geschmückt im Einhorn-Verlag Dachau erschienen ist. Daß wir aus diesem Prachtwerk die vorliegende Auswahl zusammenstellen konnten, danken wir dem Entgegenkommen und der freundlichen Erlaubnis von Verlag und Verfasser.

Kapitel 1—4 sind zusammenhängend dem Hauptwerk entnommen (dort Kap. 6—9). Die vorausgehenden Erlebnisse im türkischen Kleinasien ließen wir ebenso beiseite wie die Ereignisse in Afghanistan. Von Niedermayers Rückmarsch als Einzelner handeln die Kapitel 5 und 6.

J. Prestel.



Oskar von Niedermayer

\*

## Unter der Blutsonne Irans

\*

Erlebnisse der deutschen Expedition  
nach Persien und Afghanistan.  
Mit einer Karte u. vielen Bildern.  
Brosch. 7 Mark, Leinen 10 Mark.

Der Führer dieser Expedition schildert in fesselnder Erzählung die kühnen Züge durch zum Teil unerforschtes Gebiet. Todesmutig trotz feindlicher Gegenwehr, trotz Schlangen, Hitze von 52° und wasserloser Wüste erreichte die tapfere Schar nach unzähligen Opfern ihr Ziel. Farbenprächtigt und voller Abenteuer gehört das Werk in die Hand jedes deutschen Jungen; er findet kaum ein Buch, das diesem gleich ist.

\*

Einhorn-Verlag Dachau bei München



Copyright 1900

# THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Published by the University of Chicago Press  
Chicago, Ill., U.S.A.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
54 EAST LAUREL STREET  
CHICAGO, ILL. U.S.A.

( . )

Printed in Great Britain



28408